

Die Liebe zu den Tieren

Erzählungen, Gedichte und Abhandlungen

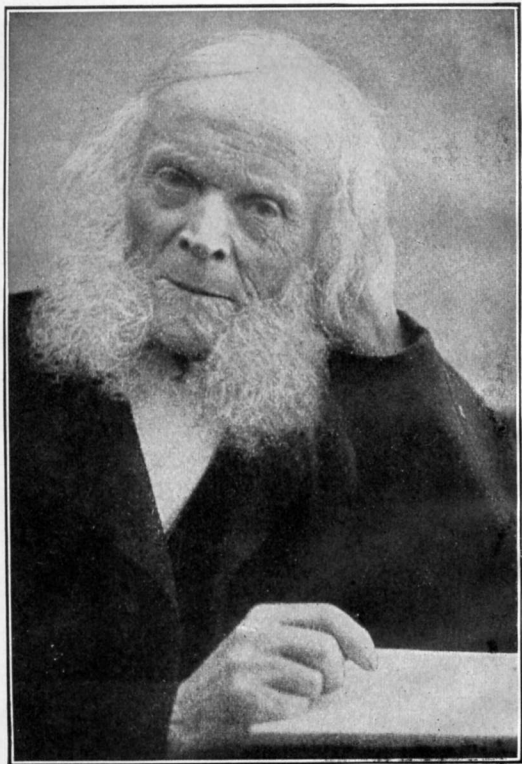
Herausgegeben
von

Magnus Schwantje

Zweite Auflage

**VERLAG
DER NEUEN GESELLSCHAFT**
Berlin S 14, Dresdener Straße 43

Jugendbücher der Neuen Gesellschaft
Band 4 (Doppelband)



Stadelmann's Photogr. Werkstätten, Birkenfeld (Württ.)

CHRISTIAN WAGNER

Die Liebe zu den Tieren

Erzählungen, Gedichte und Abhandlungen

Herausgegeben
von
Magnus Schwantje

Zweite Auflage
Mit 9 Bildbeilagen

**Verlag Albert Baumeister,
Berlin-Hessenwinkel**

Alle Rechte vorbehalten.

Die Liebe zu den Tieren

Von Emil Zola.

Warum gibt es mir einen Ruck im Herzen, wenn ich in unseren geräuschvollen Straßen einem verlaufenen Hund begegne?

Wenn ich das Tier hin- und herlaufen, jedermann beschnuppern sehe, augenscheinlich trostlos, weil es seinen Herrn nicht wiederfinden kann: warum verursacht mir dies ein solches Mitleid, eine solche Herzbeklemmung, daß mir die Freude an meinem Spaziergang verdorben wird?

Warum verläßt mich die betrübende Erinnerung an den verlaufenen Hund bis zum Abend, bis zum nächsten Tag nicht mehr? Warum kehrt sie in einer Aufwallung brüderlichen Mitgefühls wieder, in der Sorge, zu wissen, was das Tier macht, wo es ist, ob man es aufgenommen hat, ob es sein Essen hat, ob es nicht hinter einem Eckstein fröstelnd Zuflucht gesucht?

Warum habe ich in meinem Gedächtnisse die tieftraurige, von Zeit zu Zeit auflebende Erinnerung an herrenlose Hunde bewahrt, die ich vor zehn, vor zwanzig Jahren getroffen? Gleichsam das Leiden des armen Tieres selbst, das nicht reden kann und sich in unseren großen Städten nicht durch seine Arbeit ernähren kann?

Warum versetzt das Leiden eines Tieres mich in eine solche Bestürzung? Warum kann ich den Gedanken nicht ertragen, daß ein Tier leidet, so daß ich des Nachts, im Winter, aufstehe, um mich zu überzeugen, ob meine Katze auch ihre Schale Wasser hat? Warum sind alle Tiere der Schöpfung meine kleinen Anverwandten? Warum erfüllt mich der bloße Gedanke an sie mit Erbarmen, Duldsamkeit und Liebe?

Warum zähle ich alle Tiere zu meiner Familie, gerade so wie die Menschen?

Oft genug habe ich mir die Frage vorgelegt, und ich glaube, daß weder die Physiologie, noch die Psychologie sie in genügender Weise beantwortet habe. . . . Ich bin überrascht, daß noch niemand diese Arbeit versucht hat, denn mich dünkt, daß dieses Problem mit allerlei sehr ernstesten Fragen zusammenhängt und den innersten Kern unserer Humanität berührt.

Man hat behauptet, daß die Tiere die Kinder ersetzen bei den alten Jungfern, die an der Frömmigkeit allein kein Genüge finden. Das ist aber nicht wahr; die Liebe zu den Tieren dauert fort und weicht nicht der Mutterliebe, wenn diese im Weibe erwacht ist. Zwanzigmal habe ich die Wahrnehmung machen können, daß Mütter, die ihre Kinder leidenschaftlich lieben, die Zuneigung für die Tiere ebenso lebhaft und tatkräftig bewahrt haben wie in ihrer Jugend. Diese Zuneigung ist eine ganz eigenartige; sie wird nicht verkürzt durch die anderen Gefühle, und sie verkürzt nicht die anderen Gefühle. Nichts beweist ent-

schiedener als diese Tatsache, daß diese Zuneigung an und für sich existiert, daß sie deutlich von den anderen Arten der Liebe unterschieden ist, daß man sie besitzen oder nicht besitzen kann, aber daß sie eine vollständige Aeußerung der allgemeinen Liebe ist und nicht etwa eine Modifikation, oder eine Entartung irgend einer der besonderen Arten zu lieben. . . .

Diejenigen, die diese Liebe nicht fühlen, scherzen darüber, erzürnen sich darüber, erklären sie für unsinnig; ganz so wie diejenigen, die gewisse Frauen nicht lieben, nicht zugeben wollen, daß andere sie lieben. Sie ist — wie alle großen Gefühle — lächerlich und köstlich zugleich, voll Torheit und voll Freude, wahrhafter Extravaganzen ebenso fähig wie der weisesten und festesten Entschlüsse.

Wer wird diese Liebe studieren? Wer wird uns sagen, wie tief ihre Wurzeln in unserem Wesen haften? Wenn ich mich selbst befrage, glaube ich wohl, daß meine Barmherzigkeit für die Tiere darin ihren Ursprung hat, daß sie nicht reden, ihre Bedürfnisse nicht erklären, ihre Uebel nicht bezeichnen können. Ein Geschöpf, welches leidet und kein Mittel besitzt, uns zu verstehen zu geben, wie und warum es leidet: ist das nicht furchtbar, ist das nicht herzbeklemmend? Daher meine fortwährende Wachsamkeit neben einem Tiere und meine Sorge, ob ihm nicht etwas mangelt, wobei ich sicherlich den Schmerz übertreibe, den es leiden mag. Ganz

so wie die Amme neben dem Kinde, das sie pflegen, dem sie Erleichterung verschaffen muß.

Doch das ist Barmherzigkeit, Mitleid; aber wie erklärt man die Liebe? Die Frage ist vollständig ungelöst, warum das gesunde Tier, das Tier, das meiner nicht bedarf, mein Freund, mein Bruder, mein Genosse bleibt, den ich aufsuche und liebe? Warum bei mir diese Liebe und warum bei anderen die Gleichgültigkeit, ja, der Haß?

Vor nicht langer Zeit, eben als ich den Roman beendete, welcher Rom zum Rahmen hat, erhielt ich aus dieser Stadt einen langen Brief, der mich unendlich gerührt hat.

Ich glaube, den Urheber dieses Briefes nicht nennen zu sollen. Er ist ein höherer Offizier der italienischen Armee, ein Held der Freiheit, hochbetagt — wie ich glaube — und seit langer Zeit im Ruhestande. Wenn ich den Gegenstand seines Briefes in die Oeffentlichkeit bringe, so glaube ich damit seinen Absichten zu entsprechen, ja, ihm ein großes Vergnügen zu bereiten.

Er schrieb mir, um mich zu bitten, daß ich in meinem Roman die Tiere in meinen Schutz nehme. Am besten, ich zitiere ihn wörtlich: „Haben Sie die fürchterlichen Grausamkeiten bemerkt, die man in Rom straflos an den Tieren verübt, öffentlich ebenso wie im Geheimen? Diese Tatsache existiert und äußert sich ganz offen in empörender, verabscheuungswürdiger Weise. Nichts hat vermocht sie abzustellen. Ich glaube, daß Sie allein dieses Wunder bewirken könnten durch Ihr mächtiges Wort, durch die allgemeine Auf-

merksamkeit, über welche Sie verfügen, durch die allgemeine Empörung, die auf Ihr entrüstetes Wort ohne Zweifel losbrechen würde. Zu diesem Thema, welches ich mein Leben lang studiert habe, könnte ich Ihnen zahllose Tatsachen liefern.“

Kann es etwas Rührenderes geben als diesen Aufruf eines alten Soldaten zugunsten der armen leidenden Tiere? Er täuscht sich seltsamerweise über meine Macht, und ich muß mich entschuldigen, jenen Satz aus seinem Briefe wiedergegeben zu haben, in welchem er meinem Worte eine so übertriebene Bedeutung beilegt. Aber ist er in Wahrheit nicht eine reizende und rührende Erscheinung, dieser Verteidiger der Tiere, der sein ganzes Leben lang sie beschützt hat, sich für besiegt erklärt und einen schlichten Romanschreiber einer benachbarten Nation aufsucht, um ihn für die Sache zu interessieren und von ihm jene Fürsprache zu erbitten, von welcher er endlich, wenn nicht das Heil, so doch eine Erleichterung erwartet? Ich gestehe, daß der Freund der verlaufenen Hunde in mir sogleich mit dem alten tapferen Soldaten sympathisiert hat, der ohne Zweifel ein wackerer Mensch ist.

Mein Roman war schon beendet, und ich konnte ihm nicht eine einzige Seite mehr im Interesse der Tiere einfügen. . . .

Wir haben in Paris erlebt, daß einige alte Damen den gelehrten Vivisektoren auflauerten und mit ihren Sonnenschirmen über sie herfielen. Sie schienen sehr lächerlich. Aber kann man sich die Empörung vorstellen, welche diese

armen Seelen bei dem Gedanken ergreifen mußte, daß man lebende Hunde nahm, um sie in Stücke zu zerschneiden? Man bedenke doch, daß sie diese erbarmungswürdigen Hunde lieben, und daß ihnen ist, als schnitte man ihnen in das eigene Fleisch! Der Held, der mir geschrieben, der sich geschlagen hat ohne Furcht und Tadel, der keinen Schrecken kannte, wenn es galt zu töten oder getötet zu werden: er gehört sicherlich zur großen Familie dieser brüderlich fühlenden Seelen, welche der Gedanke an das Leiden untröstlich macht, selbst der Gedanke an die Leiden der Tiere und hauptsächlich der Tiere, die weder reden noch kämpfen können. Ich drücke ihm öffentlich die Hand, mit den Gefühlen der Liebe und Verehrung.

Ich hatte einst ein Hündchen, einen Terrier kleinster Gattung, namens Fanfan. In der Hunde-Ausstellung hatte ich ihn gesehen, wo er mit einer großen Katze zusammen in einem Käfig untergebracht war. Das Hündchen blickte mich mit so zärtlichen Augen an, daß ich dem Hundeverkäufer sagte, er solle es ein wenig aus dem Käfig nehmen. Auf die Erde gesetzt, trippelte das Tierchen wie ein kleiner Hund auf Rädern. Ich war entzückt und kaufte es.

Nun denn, das war ein verrücktes Hündchen. Eines Morgens — ich hatte es kaum seit acht Tagen — begann es, sich um sich selbst zu drehen, immer im Kreise, ohne Ende. Wenn es ermattet, wie trunken hinfiel, erhob es sich mühsam wieder und begann von neuem sich zu drehen. Wenn ich, von Mitleid ergriffen, es in meine

Arme nahm, bewegten sich die Pfötchen weiter, als drehte es sich noch immer, und wenn ich es wieder zur Erde setzte, begann es von neuem sein ewiges Kreisen. Der herbeigerufene Tierarzt meinte, das Hündchen leide an einer Gehirnkrankheit, und er machte sich erbötig, es zu vergiften. Ich lehnte sein Anerbieten ab. In meinem Hause sterben alle Tiere ihres natürlichen Todes und ruhen in einem Winkel des Gartens.

Es schien, als wäre Fanfan von diesem ersten Anfall genesen. Zwei Jahre lang gehörte er zu meinem Leben und ward mir teuer in einem Grade, daß ich es nicht sagen kann. Er verließ mich nicht mehr, hockte neben mir in meinem Lehnstuhl, während meiner vierstündigen Morgenarbeit und nahm so teil an aller Mühsal und an allen Freuden des geistigen Schaffens, hob sein Näschen in den Augenblicken der Erholung und schaute mich mit seinen hellen Aeuglein an. Er nahm teil an allen meinen Spaziergängen, lief vor mir her wie auf Räderchen, daß die Leute lachten; wenn wir heimgekehrt waren, schlief er unter meinem Sessel; des Nachts ruhte er am Fuße meines Bettes auf einem Kissen. Ein so festes Band hatte sich um uns geschlungen, daß bei der kürzesten Trennung ich ihm fehlte und er mir fehlte.

Und plötzlich ward Fanfan wieder ein verrücktes Hündchen. Er hatte zwei oder drei Anfälle in langen Zwischenräumen. Dann wurden die Anfälle häufiger, die Intervalle kürzer, und unser Leben ward furchtbar. Wenn die Drehkrankheit

ihn erfaßte, drehte er sich ohne Ende. Ich konnte ihn nicht mehr bei mir, im Fauteuil behalten. Ein Dämon war in ihn gefahren, ich hörte ihn stundenlang meinen Tisch umkreisen. Doch besonders des Nachts litt ich, wenn ich ihn ausdauernd und wild seinen Rundgang machen hörte, mit einem unausgesetzten Trippeln seiner Pfötchen auf dem Teppich. Wie oft erhob ich mich, um ihn in meine Arme zu nehmen und ein, zwei Stunden bei mir zu behalten, hoffend, daß sein Anfall sich legen würde; aber sobald ich ihn wieder auf den Teppich setzte, begann er von neuem seinen Kreisgang. Man lachte mich aus und sagte, ich sei selbst ein Narr, weil ich den kleinen verrückten Hund in meinem Zimmer behielt. Aber ich konnte nicht anders; mein Herz brach bei dem Gedanken, daß ich nicht mehr da sein würde, um ihn aufzunehmen und zu beruhigen, und daß er mich nicht mehr anschauen würde mit seinen hellen, trostlosen Aeuglein, um mir zu danken.

Und so starb Fanfan eines Morgens in meinen Armen, die Augen auf mich gerichtet. Ein leichter Ruck und es war aus; ich fühlte bloß, wie sein kleiner, zuckender Körper schlaff wurde wie ein Lappen. Die hellen Tränen standen mir in den Augen, und es ging mir wie ein Riß durch das Herz. Ein Tier, nur ein kleines Tier; aber ich litt so sehr durch seinen Verlust, und die Erinnerung an Fanfan war eine so beharrliche, daß ich meinen Schmerz schildern wollte, in der Gewißheit, daß dies Blätter wären, aus welchen der Leser mein Herz herausfühlen würde. Heute ist

alles dies fern; andere Leiden sind gekommen; und ich fühle, daß die Dinge, die ich über ihn erzählte, eisig kalt sind. Damals aber schien es mir, daß ich so viel zu sagen hätte, und daß ich wahre, tiefe und entscheidende Dinge über die Liebe zu den Tieren gesagt haben würde, die so dunkel und so mächtig ist, über welche ich in meiner Umgebung lächeln sah und die mich dennoch so beklommen machte, daß sie schier mein Leben trübte.

Ja, warum habe ich mich so innig dem verrückten Hündchen angeschlossen? Warum habe ich mich mit ihm verbrüdet wie mit einem menschlichen Wesen? Warum habe ich es beweint, wie man ein teures Wesen beweint? Ist es nur die unersättliche Liebe, die ich in mir fühle für alles, was da lebt und leidet, eine Brüderlichkeit im Leid, eine Barmherzigkeit, die mich zu den Untersten und Aermsten drängt?

Und siehe da, ich hatte einen Traum nach dem Aufruf, den ich aus Rom bekommen, nach dieser Bitte eines alten Soldaten, der meine Hilfe für die Tiere anrief.

Die Tiere haben noch kein Vaterland. Es gibt noch nicht deutsche Hunde, italienische Hunde, französische Hunde. Es gibt überall nur Hunde, die da leiden, wenn man sie prügelt. Nun denn: könnte man nicht damit beginnen, daß man von Nation zu Nation sich über die Liebe einigt, die man den Tieren schuldet? Von dieser universellen, über die Grenzen der Länder hinwegsetzenden Liebe zu den Tieren würde man vielleicht zu der universellen Liebe zu den Menschen gelangen.

Wenn die Hunde der ganzen Welt Brüder geworden, allerorten mit der nämlichen Liebe gehegt, nach den nämlichen Gesetzen behandelt würden und so das einzig freie Volk wären, außerhalb der kriegerischen und brudermörderischen Idee vom Vaterlande stehend: wäre das nicht der erträumte Weg zur Stadt der künftigen Glückseligkeit? Internationale Hunde, die von allen Völkern geliebt und geschützt werden könnten, die allen Völkern gemeinsam wären — mein Gott, welch ein schönes Beispiel! Und wie sehr wäre es wünschenswert, daß die Menschheit sich sogleich dieser Schule zuwende, in der Hoffnung, sich später sagen zu können, daß solche Gesetze nicht für die Hunde allein geschaffen sind!

Und dies einfach im Namen des Mitleidens, um das Leiden zu töten, das abscheuliche Leiden, von welchem die Natur lebt und welches die Menschheit auf das geringste mögliche Maß einzuschränken sich anstrengen sollte, in einem fortwährenden Kampfe, in dem einzigen Kampfe, in welchem auszuharren weise wäre. Schafft Gesetze, welche verhindern, daß die Menschen geprügelt werden, welche den anderen das tägliche Brot sichern, Gesetze, welche die Menschen mit den Banden einer universellen Gesellschaft vereinigen würden, einer Gesellschaft zum Schutze gegen sie selbst, so daß endlich der Friede auf Erden herrschen würde! Wie für die armen herumirrenden Tiere sollen sich die Menschen ganz bescheiden zu dem einzigen Ziele vereinigen, daß sie nicht mehr Stockstreiche empfangen und weniger leiden.

Christian Wagner als Verkünder des Rechtes der Tiere

I. Aus dem Leben Christian Wagner's.

Von Magnus Schwantje.

Christian Wagner wurde am 5. August 1835 als Sohn eines armen Bauern in dem schwäbischen Dorf Warmbronn im Kreise Leonberg geboren und starb dort am 15. Februar 1918. Trotzdem er in seinem ganzen Leben sein kleines Heimatdorf nur selten verlassen konnte, und trotzdem die harte Feldarbeit ihm sehr wenig Zeit zum Studium übrig ließ, hat dieser schlichte Bauer zahlreiche lyrische Gedichte von großer Schönheit und Lehrgedichte von tiefer Weisheit geschaffen. Schon in früher Jugend erkannte er die rohe Behandlung der Tiere als eine ungeheure Schuld, durch die der Mensch auch sich selber furchtbares Unheil mannigfacher Art bereitet. In allen seinen Werken bezeichnet er es als seine Aufgabe, in den Menschen eine höhere Achtung vor dem Leben in jeglicher Gestalt zu wecken und das Recht aller Wesen auf Leben und Freude zur Anerkennung zu bringen. Schon als junger Bauer bemühte er sich, „jede Ausnutzung des Lebendigen, die schmerzlich empfunden wird“, zu ver-

meiden und legte sich große Opfer auf, um leidenden Tieren zu helfen.

Zahlreiche verstoßene und kranke Tiere fanden in seinem Hause eine Zufluchtsstätte; seinen Haustieren gab er das „Gnadenbrot“; viele Tiere kaufte er vom Schlachtodt los und nahm sie in sein Haus. So handelte er gemäß seinen Mahnungen:

Werden Tiere dir am Weg begegnen,
Heb' die Hände auf, um sie zu segnen.
Findest du am Weg ein hilflos Wesen,
Nimm's in Pflege, bis es ist genesen.
Speise sollst du immer bei dir haben.
Schmachtende und hungernde zu laben.
Keine Mühe sollst du jemals scheuen,
Vögel, die gefangen, zu befreien,
Keine Kosten, auf den Markt zu wandeln,
Junge zu den Müttern rückzuhandeln.

Im Jahre 1876 hörte Christian Wagner, wie ein Gastwirt in Warmbronn erzählte, er könne drei junge Gänse zu hohem Preise an eine Gänseleber-Fabrik verkaufen. Christian Wagner erzählte ihm sogleich, mit welcher furchtbaren Grausamkeit die Tierchen in der Mastanstalt künstlich krank und fett gemacht und getötet werden würden, wenn er sie an eine Gänseleber-Fabrik verkaufte, und glaubte dadurch den Gastwirt dazu bewegen zu können, die Gänse zu behalten, oder wenigstens nicht an eine Gänseleber-Fabrik zu verkaufen. Der Mann antwortete ihm aber: dazu habe Gott dem

Menschen die Gänse gegeben, daß er sie mäste und schlachte. Vergebens bemühte sich der Dichter, das Herz des Mannes zu rühren. Er wies auf die Gänse hin, die da draußen umherliefen, und rief: „Da schau sie doch nur an: wie schön, wie schön die Tierle sind! Schau doch nur, schau doch nur! Und diese schönen, diese lieben, diese guten Tierle willst du um schnöden Sündenlohn langsam zu Tode quälen lassen?“ Es ist mir ungewiß, mit welcher Lebhaftigkeit der edle Dichter noch nach 35 Jahren, als er mir die Geschichte dieser Gänse erzählte, sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß der Dorfwirt es anscheinend gar nicht habe verstehen können, daß eine junge Gans etwas entzückend Schönes sein kann; und ebenso unverständlich schien es ihm zu sein, daß ein Mensch, der ein Tier schön findet, nicht auch Liebe und Mitleid mit ihm fühlt. Als alle seine moralischen Vorhaltungen nur mit Spott beantwortet wurden, fragte Christian Wagner den Gänsebesitzer, welchen „Sündenlohn“ ihm der im Dienst der Gänseleber-Fabrik stehende Viehhändler geboten habe. Der Gastwirt nannte eine hohe Summe. Sofort ging der arme Bauer nach Hause, scharfte fast seinen ganzen Besitz an barem Geld zusammen, gab es dem Gastwirt und brachte die drei Gänse in sein Haus. Diese Tiere gehörten bald zu den Lieblingstieren des Dichters. Das wird niemanden verwundern, der die Gänse kennt. Es ist in den letzten Jahrzehnten von mehreren Tierkennern gesagt worden, daß der in Deutschland viel gebrauchte Ausdruck „dumme Gans“

falsch ist, da die Gänse, ebenso wie die ihnen verwandten Enten, sehr klug sind, obwohl sie wie viele dumme Menschen viel schnattern. Sie sind auch fähig, Freundschaft mit anderen Tieren und mit Menschen zu schließen, sind traurig, wenn sie von ihnen getrennt werden, und pflegen befreundeten Tieren in der Not zu helfen. Auch diese drei Gänse erwiderten in rührender Weise die Liebe ihres menschlichen Freundes und machten ihm jahrzehntelang viel Freude. Wenn er auf das Feld ging, so trabten die Drei vor ihm her. Wenn er das Dorf verließ, so begleiteten sie ihn bis zu einem bestimmten Platz außerhalb des Dorfes; und am Abend gingen sie wieder zu diesem Platz, um seine Rückkehr zu erwarten. Wenn sie ihn wiedersahen, erfolgte eine laute Begrüßung, und dann zogen sie fröhlich mit ihm heim. In einem Briefe, in welchem er mir von seinen Tieren erzählte, schrieb er: „Laut schnatternd und mit den Flügeln schlagend laufen sie vor mir her in der Dorfstraße, wie die Herolde vor einem König im Mittelalter, als wollten sie sagen: Macht Platz, macht Platz, unser Herr kommt!“ Im Jahre 1911, also 35 Jahre nachdem er sie in sein Haus aufgenommen hatte, sah ich noch die drei Tiere; im Jahre 1913 sagte Christian Wagner mir aber, daß eines an einer Krankheit gestorben sei.

In solcher Freundschaft lebte der Dichter mit vielen Tieren. Besonders liebte er die schönen, stolzen und doch so zärtlichen Katzen. Er behauptete, daß seine vielen Katzen immer wüßten, wenn er krank sei, und daß sie dann selten das Haus



Franziskus von Assisi.
Skulptur in Santa Maria degli Angeli (Umbrien).

verließen; daß immer, wenn er an Brustschmerzen leide, sich mehrere Katzen unaufgefordert auf die schmerzende Stelle legten, um ihn durch Wärme und Magnetismus zu heilen, während andere ihren Kopf auf seine Schulter legten, um ihm „ihre Märchen ins Ohr zu schnurren.“

In vielen Legenden wird erzählt, daß die Güte heiliger Menschen auch von den Tieren erkannt wurde, daß diese alle Furcht vor ihnen verloren, mit ihnen in Freundschaft lebten und bei ihnen Schutz und Hilfe suchten. (Siehe die Mitteilungen über die Tierliebe des Franziskus von Assisi am Schlusse dieses Buches.) Tatsächlich besitzen viele Tiere die rätselhafte Fähigkeit, auf den ersten Blick zu erkennen, ob ein Mensch sie liebt oder nicht. Diese Tatsache ist schwer erklärlich, aber unbestreitbar. Ich selber habe, als ich mit Christian Wagner durch das Dorf ging, gesehen, wie alle Haustiere in der Nähe eilig auf ihn zu liefen, sodaß er bald von Dutzenden von Tieren umringt war, trotzdem er sie nicht durch Rufe an sich lockte und ihnen keine Nahrung gab. Einige Hühner flogen auf seine Schultern. In dem Gedicht „Der Brahmine“ (auf Seite 25—26 dieses Buches) hat der Dichter sich selber dargestellt. Besonders erstaunlich ist es, daß die Tiere auch vor fremden Menschen in seiner Gesellschaft keine Furcht zeigten. Ich habe, während Christian Wagner neben mir stand, mehrere Hühner und Enten, die ihm nicht gehörten, auf den Arm genommen, und kein einziges dieser Tiere machte die geringste Abwehrbewegung. Die Hennen ängstigten sich

nicht, wenn ich Küken in die Hand nahm. Die Angehörigen Christian Wagners sagten mir, daß, wenn ihr Vater nicht in der Nähe sei, diese Tiere der Nachbarn ebenso furchtsam seien wie die meisten Angehörigen ihrer Gattung.

Einmal, als ich in der Stube des Meisters saß, hörte ich, wie ans Fenster geklopft wurde. Ein Huhn stand auf der Fensterbank und verlangte durch das Klopfen Einlaß. Die jüngste Tochter des Dichters öffnete das Fenster, und das Huhn flog dem Dichter auf die Schulter und stieß mit dem Kopf gegen seine Wange, wie es Katzen zu tun pflegen. Nachdem er es gestreichelt und ihm einige freundliche Worte gesagt hatte, setzte sich das Huhn auf die Lehne des Stuhles, auf dem Christian Wagner saß, blieb dort kurze Zeit sitzen, ging dann zum Fenster und gab durch Töne zu erkennen, daß es wieder hinausfliegen wolle. Mir war zumute, als ob ich in ein Märchenland versetzt wäre; und als der sonderbare Gast uns verlassen hatte, äußerte ich meine lebhaftere Verwunderung über das Gesehene. Der Dichter, der auch so aussah, als ob er soeben aus dem tiefsten Märchenwald in die wirkliche Welt getreten wäre, sagte lachend: „Ja, das Huhn ist meine Freundin und hat mir nur mal Guten Tag sagen wollen.“ Seine Tochter erzählte mir dann: daß sehr oft, wenn ihr Vater nicht aus dem Hause gehe, einige Tiere der Nachbarn Einlaß beehrten, um ihm Guten Tag zu sagen; und daß das Huhn, das uns soeben besucht habe, fast täglich zu einer bestimmten Stunde zu ihnen komme. Nahrung erhielten diese

Gäste nicht; sie kamen nur aus Zuneigung zu dem gütigen Menschen in seine Wohnung.

* * *

Leider ist es mir nicht möglich, in diesem Buche das Leben des wunderbaren Mannes eingehend zu beschreiben und alle seine Werke kritisch zu besprechen. Aber ich hoffe, daß die vorstehenden Mitteilungen über sein Verhalten gegen die Tiere und die folgenden Auszüge aus seinen Werken manche Leser dazu anregen werden, vieler seiner Dichtungen zu lesen.

Die meisten von Christian Wagner herausgegebenen Gedichtbücher sind vergriffen. Die meisten seiner Werke sind aber in einer von Wilhelm Rutz herausgegebenen und mit einer biographischen und ästhetisch-kritischen Einleitung versehenen Sammlung der Dichtungen Christian Wagner's enthalten. (2 Bände. Verlag von Adolf Bonz & Co. in Stuttgart, 1927 und 1928. Preis jedes Bandes: geheftet 3,50 Mk., in Leinen gebunden 5 Mk.)

* * *

II. Aus den Werken Christian Wagner's.

Das Recht des Tieres.

O gräßlicher Irrtum der Menschen, zu wähnen, daß die Tierwelt nur der Menschen wegen da sei und folglich rücksichtslos verbraucht werden dürfe! Jedes Wesen ist vor allem nur da, um sich seines Daseins zu freuen. — Ueberlege wohl, ehe du ein Todesurteil sprichst, ob du keinen, gar

keinen anderen Ausweg finden kannst. Denn ob du dem Tiere auch seine Nahrung gereicht hast, ändert an deinem Rechte wenig. Nimmst du ihm dafür sein Leben, so hast du ihm doch mehr genommen als gegeben, und dein Geben war nur wie das Geben des Wucherers, um zehn gegen fünf zu bekommen.

Es ist nicht alles ganz dein, was du dein nennst; es ist eigentlich gar nichts ganz dein als die Wertsachen in deiner Brust, in dem feuerfesten und diebessicheren Kassenschrein deiner Seele. — Deine Gärten, Aecker und Wiesen hast du erkaufte und bezahlt; aber was du nicht erkaufte und bezahlt hast, das ist der Tau und der Regen, der deine Gewächse tränkt, das ist die Luft und der freudige Sonnenschein. Darum siehe: Nicht ganz dein ist deine Ernte. Siehe, der Herr der Erde, der Luft, des Regens und des Sonnenscheins hat dir mitunter arme Menschenkinder, auch Tiere, mitunter Schwachsinnige und Unmündige, auch Herbergslose — ich möchte sagen — ins Ausgedinge gegeben, mit der gewiß nicht zu schwer drückenden Bedingung, sie ein wenig zu dulden. — Ja, es sind geringe Ausdinger, die von deinen Feldfrüchten naschen: Feldhühner, Waldvögel und Tauben, ja, noch geringere: Sperlinge und Mäuse, Maulwürfe und Maikäfer; aber glaube ja nicht, daß sie ihrem Schöpfer auch so gering erscheinen wie dir! Du wütest mit Gift, mit Feuerrohr und Schlinge unter diesen kleinen naschenden Ausdingern. Siehe wohl zu, daß sie dich nicht verklagen! Hüte dich, daß dir dein Lehensherr die

verliehenen Nutznießungen nicht nehme — die Nutznießungen des Regens und des Sonnenscheins, die Nutznießungen der fröhlichen Gesundheit und des Gedeihens.

O laß doch der armen, liebebedürftigen Tierwelt etwas abfallen von deiner Liebe! Dem Kätzchen, das seine Pfötchen auf deine Schulter legt und um Liebe bittet. Dem Hunde, der freudig an dir empor springt, und dem ein freundlich gesprochenes Wort Labsal ist. Der Kuh im Stalle, die dich treuherzig anblickt, deine Hände leckt und ihren Hals darbietet, um sich von dir krauen zu lassen. Der Henne, der dein Ruf Tischgebet und deren Piepen Danksagung ist. — Und so du ein Wesen nicht schätzen kannst seiner Gestalt wegen, so schätze es um der Liebe willen, die seine Mutter daran gewendet, oder um der Liebe willen, die es selber zu spenden fähig gewesen wäre.

Ich möchte eine größere Wertschätzung des Lebens einführen. . . Ich möchte eine Gemeinde gründen, deren Aecker und Wiesen Domänen des Zukunftsreiches wären, wie es meine wenigen jetzt schon sind. Eine Freistätte gründen, wo das Gnadenbrot äßen in deinem Hause bis an ihr Ende die Gespielen deiner Kinder, das Kätzchen und der Hund, sowie die gute Nährmutter derselben, die milchgebende Kuh, und die eierlegende Henne. Wo der Markstein stände gegen die Härte, den Eigennutz und den Undank der Menschen.

Auch die Tierwelt wartet auf ihren Heiland, ja, selbst die Pflanzenwelt und die ganze Natur. Sehnsuchtsvoll und zitternd harren sie schon seit Jahrtausenden auf ihren Erlöser. Auf einen Heiland, der ihre natürlichen Rechte voll anerkennt und zu voller allgemeiner Anerkennung zu bringen vermag. Aber wann wird der kommen? Und welcher Wegbereiter wird sein Johannes sein? Frage nicht! Ich und du, und der und jener, und jeder volle Mensch ist hierzu berufen, und wer dieser hohen, heiligen Berufung nicht folgt, hat dafür Verantwortung und Sünde.

Rächer zerstörten Lebens.

Grausame Menschen sind abergläubisch, das heißt: sie haben Dämonenfurcht, aber auch alle Ursache dazu, denn sie haben wirklich zu fürchten. Mit jeder Leiblichkeit, die sie schonungslos vernichtet, haben sie einen Unhold mehr losgebunden, der ihnen Schritt für Schritt in tausendfacher, täglich veränderter Gestalt auf der Ferse folgt und dessen Krallen sie schließlich unrettbar verfallen. Nicht unsere Kultur, welche meist nur ein schimmernder Lack über der inneren Roheit der Seele ist, kann diese Dämonenfurcht beseitigen, sondern allein die Kultur, die in dem Grundsatz gipfelt, nie und nirgends Qual zu schaffen. Denn ohne Qual gibt es keinen Unhold.

Flieh, Mörder, flieh! Flieh fort nach ferner Flur,
Ein Unhold immer bleibt auf Deiner Spur!
Flieh, Mörder, flieh! Flieh fern hin übers Meer,

Ein Unhold immer setzt Dir hinterher!
O wähne nicht, das Blut, das einst hier floß,
In Strömen aus der Wunde sich ergoß,
Sei im Gesteine spurlos längst zerronnen!
Das Leben, das den Adern hier entströmt,
Hat andern Formen nur sich anbequemt,
Mit anderm Leibe neu sich übersponnen.

Ja, furchtbar sind die Rächer und die Scharen,
Die täglich diesem Höllenschlund entfahren. . .
Du fühlst den Zahn und siehst nicht den Rachen,
Vom Schweif umringelt siehst Du nicht den
Drachen,

Und nimmermehr, ob zehnfach auch beaugt,
Die Zwergvampyre, die Dich angesaugt.
Sie werden nähren sich, behaglich äsen
An Deinem Fleisch die kleinen Lebewesen. *)
Du kannst nicht schauen sie, Du kannst nur fühlen
Die Tausendmäul'gen Dir im Leibe wühlen;
Du kannst nicht schauen sie, nur will Dich
schmerzen

Der Tausendzäh'nigen Nagen an dem Herzen;
Du kannst nicht schauen sie, Du kannst nur
spüren,

Die Tausendhänd'gen Deine Kehle schnüren;
Von Krallen und von Schnäbeln angehackt,
Siehst Du die Geier nicht, die Dich gepackt. —
Sieh, Mörder, sieh: das ist die Rächerschar,
Der Du verfallen bist mit Haut und Haar!

*) Die Bazillen. (Anmerkung von Christian Wagner.)

Der Brahmine.

Wann der Brahmine wandelt durchs Gefild,
So grüßen ihn so freundlich und so mild
In innigem Verständnis, nah und ferne,
Zahlloser Blumen fromme Augensterne. . . .
Es grüßen ihn halb schüchtern und halb traut
Die Blumenglocken mit verwandtem Laut,
Die abertausend Blütenfalter alle,
Wenn sie ihn sehen wandeln durch die Halle.
Das Halmgesinde, das am Boden sprießt,
Sich vor ihm ehrfurchtsvoll verbeugt und grüßt.
Die Tauben, die am Zweige festgebannt,
Die Fittige zum Fluge ausgespannt,
— Die rosig weißen Blütenvögel eben —
Sie möchten auf sein Haupt herniederschweben.
Die Blumenkelche, grüßen sie ihn nicht
Mit mädchenhaftem, schüchternem Gesicht?
Sie möchten wohl zum Liebsten ihn gewinnen.
Doch ihn durchzieht ein wundersam Besinnen.

Ihm ist's, als hätt' in längst entschwundener Zeit
Rückwärts, von jeder Rückerinnerung weit,
In Tausende Atome noch zersplittert,
Sein Tausendstel als Blumenblatt gezittert;
Sein Tausendstel getragen ehemdem
Auch solches prächt'ge Sternendiadem,
Den Schmeichellüften wonniglich gelauscht
Und fromme Huldigungen eingetauscht.

Wann der Brahmine wandelt durch die Flur,
So freut sich drüber jede Kreatur,
Und alle Wesen, Alte wie die Jungen,
Sie bringen dar ihm ihre Huldigungen:
Es hüpf't um ihn die liebliche Gazelle,
Mit ihren Mädchen-Augen klar und helle;
Die Rinderherden an des Hügels Seiten,
Sie kommen eilends, um ihn zu begleiten;
Es ringelt sich die gift'ge Schlange lose
An seinem Hals empor, daß sie ihn kose;
Es kommen schnurrend, ihm die Hand zu lecken,
Die großen Katzen mit den Panterflecken;
Der mütterliche Vogel in den Zweigen,
Er lockt und ruft, die Jungen ihm zu zeigen.
So, wo er wandelt und wohin er tritt,
Bringt er den Frieden und den Segen mit.



Medor

Von Ludwig Börne.

Der berühmte politische Schriftsteller Ludwig Börne (1786—1837), dessen Tierliebe bisher wenig bekannt war, veröffentlichte die folgende Erzählung in seinen „Briefen aus Paris“ (37. Brief, vom 24. Februar 1831) (nach einer Beschreibung des Gemäldes „Napoleons Krönung“ von David.)

Von Napoleons Krönung weg ging ich zu einem andern Schauspiel, das meinem Herzen wohler tat. Ich besuchte den edlen Medor. Wenn man auf dieser Erde die Tugend mit Würden belohnte, dann wäre Medor der Kaiser der Hunde. Vernehmen Sie seine Geschichte!

Nach einer Bestürmung des Louvres im Juli begrub man auf dem freien Platze vor dem Palaste, auf der Seite, wo die herrlichen Säulen stehen, die in der Straßenschlacht gebliebenen Bürger. Als man die Leichen auf Karren legte, um sie zu Grabe zu führen, sprang ein Hund mit herzerreißendem Jammer auf einen der Wagen, und von dort in die große Grube, in die man die Toten warf. Nur mit Mühe konnte man ihn herausholen; ihn hätte dort der hineingeschüttete Kalk verbrannt, noch ehe ihn die Erde bedeckte. Das war der Hund, den das Volk nachher Medor nannte.

Während der Schlacht stand er seinem Herrn immer zur Seite, er wurde selbst verwundet. Seit dem Tode seines Herrn verließ er die Gräber nicht mehr, unjammerte Tag und Nacht die hölzerne Wand, welche den engen Kirchhof einschloß, oder lief heulend am Louvre hin und her. Keiner achtete auf Medor, denn keiner kannte ihn und erriet seinen Schmerz. Sein Herr war wohl ein Fremder, der in jenen Tagen erst nach Paris gekommen, hatte unbemerkt für die Freiheit seines Vaterlandes gekämpft und geblutet und war ohne Namen begraben worden. Erst nach einigen Wochen ward man aufmerksamer auf Medor. Er war abgemagert bis zum Gerippe und mit eiternden Wunden bedeckt. Man gab ihm Nahrung, er nahm sie lange nicht. Endlich gelang es dem beharrlichen Mitleid einer guten Bürgersfrau, Medors Gram zu lindern. Sie nahm ihn zu sich, verband und heilte seine Wunden und stärkte ihn wieder. Medor ist ruhiger geworden, aber sein Herz liegt im Grabe bei seinem Herrn, wohin ihn seine Pflegerin nach seiner Wiederherstellung geführt, und das er seit sieben Monaten nicht verlassen. Schon mehrere Male wurde er von habgierigen Menschen an reiche Freunde von Seltenheiten verkauft; einmal wurde er dreißig Stunden weit von Paris weggeführt; aber er kehrte immer wieder zurück. Man siehet Medor oft ein kleines Stück Leinwand aus der Erde scharren, sich freuen, wenn er es gefunden, und dann es wieder traurig in die Erde legen und bedecken. Wahrscheinlich ist es ein Stück von dem Heide seines

Herrn. Giebt man ihm ein Stück Brot, Kuchen, verscharrt er es in die Erde, als wollte er seinen Freund im Grabe damit speisen, holt es dann wieder heraus, und das sieht man ihn mehrere Male am Tage wiederholen.

In den ersten Monaten nahm die Wache von der Nationalgarde beim Louvre jede Nacht den Medor zu sich in die Wachtstube. Später ließ sie ihm auf dem Grabe eine Hütte selbst hinsetzen, und folgende Verse darauf schreiben, die besser gemeint als ausgeführt sind:

Depuis le jour qu'il a perdu son maitre,
Pour lui la vie est un pésant fardeau;
Par son instinct il croit le voir paraître —
Ah! pauvre ami, ce n'est plus qu'un tombeau. *)

Medor hat schon seinen Plutarch gefunden, seine Rhapsoden und Maler. Als ich auf den Platz vor dem Louvre kam, wurden mir Medors Lebensbeschreibung, Lieder auf seine Taten und sein Bild feilgeboten. Für zehn Sous kaufte ich Medors ganze Unsterblichkeit. Der kleine Kirchhof war mit einer breiten Mauer von Menschen umgeben, alle arme Leute aus dem Volke. Hier liegt ihr Stolz und ihre Freude begraben. Hier ist ihre Oper, ihr Ball, ihr Hof und ihre Kirche. Wer nahe genug herbeikommen konnte, Medor zu streicheln, der war glücklich. Auch ich drängte mich

*) Uebersetzung: Seit dem Tage, an dem er seinen Herrn verlor, ist das Leben für ihn eine drückende Last. Nach seinem Gefühl glaubt er, ihn wiederkommen zu sehen, — ach armer Freund, das hier ist nur sein Grab.

endlich durch. Medor ist ein großer weißer Pudel. Ich ließ mich herab, ihn zu liebkosen; aber er achtete nicht auf mich, mein Rock war zu gut. Aber nahte sich ihm ein Mann in der Weste, oder eine zerlumpte Frau und streichelte ihn, das erwiderte er freundlich. Medor weiß sehr wohl, wo er die wahren Freunde seines Herrn zu suchen hat. Ein junges Mädchen, ganz zerlumpt, trat zu ihm. An diesem sprang er hinauf, zerrte es, ließ nicht mehr von ihm. Er war so froh, es war ihm so bequem, er brauchte, um das arme Mädchen etwas zu fragen, es nicht wie eine vornehme, geputzte Dame, sich erst niederlassend, am Rande des Rockes zu fassen. An welchem Teile des Kleides er zerrte, war ein Lappen, der ihm in den Mund paßte. Das Kind war ganz stolz auf Medors Vertraulichkeit. Ich schlich mich fort, ich schämte mich meiner Tränen.

Wenn ich ein Gott wäre, ich wollte viele Freuden unter die armen Geschöpfe der Welt verteilen; aber die erste wäre: ich weckte Medors Freund wieder auf. Armer Medor! — Könnte ich den treuen Medor nur einmal in die Deputiertenkammer locken! Hörte er dort die Verhandlungen dieser Tage, vernähme er, sein guter Herr hätte nie können Deputierter werden, weil er nicht 750 Franken Steuer bezahlte, er, der doch sein Blut dem Vaterlande gesteuert, — wie würde er bellern, wie würde er dem jämmerlichen Dupin und den andern allen in die Beine fahren!

Ein interessanter Fall

Von Peter Rosegger

Der fünfjährige Ricki hatte vom Onkel ein Kaninchen bekommen. Das wird er gleich dem Papa zeigen, wenn er zu Mittag von der Klinik nach Hause kommt.

„Ach, Kind,“ sagte Mama, „Papa wird nicht Zeit haben, sich mit dir zu freuen. Papa ist immer sehr beschäftigt.“

„Beschäftigt! Was ist das, Mama?“

„Kranke heilt er. Kranke Menschen. Arme kranke Kinder. Kinder, wie du bist, mein Schatz.“

„Der liebe Papa! Und heilt er mich auch?“

„Gewiß, wenn du krank bist, was Gott verhüte!“

„Und heilt er das weiße Kaninchen auch?“

„Wenn er kann, gewiß. Papa ist ja doch so gut. Man muß auch gegen die armen Tiere gut sein, Ricki! Nicht wahr, du wirst es nie quälen? Gewiß nicht?“

Um Mama zu zeigen, wie lieb er es habe, packte er das Kaninchen am Halse und drückte es heftig an sich.

„Aber Jungel!“ rief sie, „du würgst es ja! So am Kragen, das tut ja weh! Bei den Ohren faßt man die Kaninchen an. So!“

„Bei den Ohren tut's ja auch weh!“ *) rief der Knabe, sich wohl daran erinnernd, wie der Onkel einmal halb im Spaß, halb im Ernst an den seinen gezupft hatte. Das Kaninchen wird's doch nicht so krumm nehmen; es wurde jetzt gekost und geherzt, daß dem Kleinen dabei schier der Atem ausging. Ob dem Tiere auch so liebwonig zumute war bei dem Drücken und Pressen, das ist es nicht gefragt worden.

Als nun der Professor kam, dessen Anwesenheit sofort das Zimmer mit Jodoformgeruch erfüllte, lief der Knabe ihm entgegen: „Papa! Siehst du?“ Und hielt ihm das Kaninchen vor. Der Papa, ernst bis zur Würde, nahm es in die Hand, aber nicht am Halse faßte er es an und auch nicht an den Ohren, fast wie ein Stein packte er das Tier am Bauch, daß es winselte. Eine Faust voll Kaninchen, so hob er es zu seinem Gesicht empor, mit den Fingern der anderen Hand spreizte er ihm die Schnäuze auf, um durch seine scharfen Goldbrillen irgend etwas zu beobachten. Dann warf er es wie einen alten Hut aufs Sofa hin und fragte, ob aufgetragen sei.

Der kleine Ricki war schier starr ob der Behandlung, die seinem Lieblinge soeben widerfahren.

„Albin!“ sagte die Frau einigermaßen beklommen zu ihrem Manne, „schau, jetzt hast du ihm gewiß wehe getan.“

„Wem?“

*) Kaninchen an den Ohren hochzuheben ist tatsächlich eine Quälerei. In Tierschutz-Blättern ist darauf wiederholt hingewiesen worden.
Der Herausgeber.

„Dem Tiere. Wie es noch wimmert! Erbarmt's dich denn nicht?“

„Laßt mich aus mit diesen sentimentalischen Geschichten!“ rief er unwirsch. „Auf der Klinik würde dir das bald vergehen!“

„Mein Gott, ich glaube es!“ sagte sie, „bei den armen Kranken! Schon bei deinem Buche, wo die Magenoperationen abgebildet sind, wäre ich gestern beinahe ohnmächtig geworden. Ich müßte sterben vor Mitleid.“

„Mit dem Mitleide würdest du nicht weit kommen, meine Liebe!“ sagte der Professor ziemlich frostig. „Mitleid hat noch keinen“ —

„keinen Kranken geheilt. Du wirst wohl Recht haben, Mann!“

„ — hat noch keinen interessanten Fall gelöst. Lassen wir das. Du verstehst das nicht.“

Sie schwieg. Sie setzten sich zu Tische und aßen schweigend. Im Kopfe der Frau Professorin waren eine Menge Gedanken rege, aber sie hatte schon die Erfahrung, daß es in solchen Stunden besser sei, die Gedanken bei sich zu behalten. Der Standpunkt, von dem aus sie die Welt betrachtete, war der des Mitleides. Was nicht ihr Mitleid erregen konnte, das hatte für sie weiter kein Interesse. Die leidenschaftliche Liebe zu ihrem Kinde war lauter Erbarmen mit dem zarten, hilflosen Wesen und dem zuckenden Herzlein in seiner kleinen Brust. Selbst ihren Professor, den derben, strebsamen Mann, hatte sie aus Mitleid genommen und zum Mitgenossen ihres Vermögens gemacht. Denn er hatte ihr eines Tages zögernd vertraut,



Von Konstantin Meunier.

Altes Grubenpferd.

daß er unglücklich sein würde, wenn er ihre Hand nicht bekäme. Sie konnte sich nicht freuen an all dem Kostbaren, womit sie das Haus ihres Mannes geschmückt hatte. Sie mußte immer ein leidendes Wesen um sich haben, daß sie ihrem Hange, Leiden zu lindern, Genüge tun konnte. Von der Straße hatte sie nicht bloß aufsichtslose Kinder in ihre Hut genommen, sondern auch manchen herrenlosen Hund, manche Katze und manches anderes Tier, das hilflos im Feindesland war unter den Menschen. Auf dem Kriegsfuße stand sie nur mit den Fuhrleuten, die ihre Pferde rackerten, mit den Gassenjungen, die nach Vogelnestern fahndeten. Selbst die Blumen ihres Gartens begoß sie vor allem aus Mitleid mit ihnen. Allen Ernstes sagte sie einmal zu ihrem Mann, daß sie davon überzeugt sei, die Pflanzen hätten auch eine Empfindung für Freud und Leid. Er hatte ihr damals gar keine Antwort gegeben. Da käme man weit, wenn auch Männer solchen rührseligen Stimmungen nachhängen wollten. Wissenschaft! Fortschritt! Das war seine Parole. — Erbarmen und Liebe, sagte er in einem seiner Werke, seien gefährliche Dinge, die Träger derselben, ob Personen oder Völker, müßten im Kampfe ums Dasein unterliegen. Dieses „Unterliegen“ schien ihm etwas Schreckliches zu sein. Er zitterte davor. Im reichen Luxus des Lebens atmete er frei, Ruhm war ihm die höchste Blüte des Daseins. Und das war nur durch Fortschritt und Sieg zu erlangen. Zwar zeigte ihm auch die Wissenschaft und der Fortschritt im letzten Grunde die Auf-

lösung der menschlichen Tierrasse, aber dieses Unterliegen als Tier zog er vor dem siegreichen Unterliegen als nächstliebender Mensch. Nun wurde aber sein männlich starkes Herz, das dem Mitleide so abhold war, auf eine Probe gestellt.

Ricki erkrankte eines Abends, das einzige Kind, Hohes Fieber, pfeifender Atem. Als der Professor ihm in den Hals hinabschaute, tat er's allerdings in wesentlich rücksichtsvollere Weise, als einige Tage vorher einem anderen Wesen. Eine leichte Diphtherie — nichts Besonderes. Mit etwas Lapis kann der Belag gelöst werden. Das tat er, darauf fiel der Knabe in einen ruhigeren Schlaf. Triumph der Wissenschaft! Am nächsten Morgen konnte der Gelehrte beruhigt wieder auf seine Klinik gehen, deren Studium er sich stets mit größtem Eifer widmete. Seine Befunde und Operationen waren in den Fachblättern stets ein Ereignis.

Die Frau Professorin saß am Bette des kranken Knaben und hielt den Atem ein, um auf den des Kindes zu horchen. Das war aber ganz eigenartig! Ganz seltsam, wie das Kind atmete. Wie das neuerdings piff und gurgelte, wie das zuckte durch alle Muskeln und Adern des ganzen Körperchens! — Sie schickte den Diener auf die Klinik: der Herr Professor möchte unverweilt nach Hause kommen.

Heiland am Kreuz, das währte eine Ewigkeit! Der Knabe verfiel in Krämpfe, und während der furchtbaren Erstickungsnot huben seine Händchen und Füßchen an zu erkalten. Tropfen und Oele,

Binden und Aufwärmungen, Schütteln und Reiben, alles, was der bis zum Wahnsinn geängstigten Mutter und der jammernden Dienerschaft einfiel, wurde angewendet. Nichts und nichts. Da fiel die Frau vor dem Schutzgebilde nieder, das neben dem Bettchen hing und hub laut schreiend an zu beten: „Hilf uns, du heiliger Geist Gottes! Der du gesandt bist, dieses Kind zu beschützen! Dieses liebe, unschuldige Kind! Das nie eine Sünde begangen hat! Das täglich vor dem Schlafengehen zu dir gebetet hat! Schutzengel! Hilf ihm! Du mußt ihm helfen!“ Dann rüttelte sie das sterbende Kind, herzte es, rüttelte es wieder, streichelte mit bebenden Händen das Engelsbild und flehte weiter: „Nein, müssen nicht! Müssen nicht, du heiliger Engel Gottes! Tue es gütig! Siehe, ich knie vor dir, ich flehe dich an in der Demut einer armen Sünderin, hilf ihm! Hilf ihm! Hilf ihm!“

Endlich kam der Diener atemlos: Den Professor habe er nicht angetroffen auf der Klinik. In einem der Versuchshöfe dürfte er sein, habe man gesagt.

Die Frau hörte nicht mehr darauf hin, denn eben starb das Kind. Die Augensterne hatten sich oben übergewendet und waren erloschen. Unter den glühendsten Liebkosungen der Mutter war es still und kalt geworden. Und als es vorbei war und die kleine, schmale, blasse Leiche dalag auf der roten Seidendecke, da richtete die Frau sich starr auf und schaute leer um sich in der mit Pracht und Schönheit ausgestatteten Wohnung. Ein Blick auf das Schutzengelbild, ein Blick auf das Porträt ihres Mannes — ein kalter Blick. —

Dann hing sie sich den Mantel um und ging davon. Aber noch auf der Stiege kehrte sie um, eilte zurück ins Kindeszimmer, den Knaben zu pflegen, denn es konnte nicht möglich sein. Der Kleine lag da wie vorher — tot. — Tot. — Sie stieg in einen Wagen und fuhr zum medizinischen Versuchshof.

„Professor Gibart.“

„Ist in dem Augenblick nicht zu sprechen.“

„Ich wünsche sofort zu meinem Mann!“

„Ah, die Frau Professorin! Entschuldigen Euer Gnaden. Ich werde sogleich melden. Er verbat sich nur fremde Störungen, da er eben heute einen interessanten Fall hat!“

„Lassen Sie das! Welche Tür?“

„Bitte Numero sieben.“

Leise öffnete sie und blieb an der Schwelle stehen. Ihr Mann stand im blauen Kittel vor einem großen Tisch, neben ihm ein junger Assistent, eben mit einer Vorrichtung beschäftigt. Diese Vorrichtung bestand in einem kleinen Schragen, auf welchen ein lebendiges Tier gespannt war. Ein Hund mußte es sein, er stieß manchmal ein heiseres Winseln aus. Der Professor drückte den Taster einer elektrischen Maschine, deren Draht mit dem Tiere verbunden war.

„Leckt er?“ fragte der Gelehrte leise.

„Er leckt, Herr Professor!“ antwortete der Assistent.

Der Professor schlug wieder auf den Taster. Der Hund stöhnte wie ein schwerverletzter Mensch. Der Assistent zog einen Riemen an.

„Leckt er noch?“ fragte der Professor.

„Bei meiner Treu, er leckt noch!“

„Höchst interessant!“ murmelte der Professor entzückt. „Notieren Sie!“

Nun trat die Frau vor. „Albin!“ sagte sie, es war ein hohler Ton, in dem sie's sprach.

„Dul!“ rief der Professor überrascht aus.

„Was machst du da?“ fragte sie.

„Ach, Freundin! Das ist von höchstem Interesse!“ sagte er. „Denke dir doch. Dieses Tier ist seh- und gehörlos gemacht. Durch sein Gehirn geht seit einer Stunde dreiunddreißig Minuten der elektrische Strom, und er leckt dem Doktor hier noch die Hand.“

„Befreie den Hund!“ rief sie.

„Wie? Den Hund befreien?“ lachte er. „Es soll nun festgestellt werden, wie lange in einem der Sinne beraubten animalischen Körper die mechanische Tätigkeit —“

„Befreie den Hund!“ rief die Frau mit ganz unheimlichen Mienen, hoch aufgerichtet, blaß, zuckenden Mundes. Und ihr Auge, wie fremd!

„Was ist dir, liebes Kind?“ fragte sie der Vivisektor. „Das verstehst du nicht. Das Tier würde seine Freiheit in sehr geringem Maße ausnutzen können.“

„Weil es zuschanden gepeinigt ist!“ rief sie.

„Er leckt noch beständig!“ sagte der Assistent und hielt dem immer schwächer stöhnenden Hund auf der schrecklichen Folterbank seine Hand hin.

„Erlöse dieses Tier!“ schrie die Frau. „Bei Gott im Himmel, erlöse dieses Tier!“ Am ganzen Leib

erbehte sie. Wie die verzerrten Züge eines Leichnams, so war ihr Gesicht in diesem Augenblicke. Er schaute sie jetzt betroffen an. Da sagte der Assistent: „Der Hund ist tot.“

„Ach, ärgerlich, diese Störung gerade jetzt!“ murmelte der Professor, einen Stift, den er gerade in der Hand gehabt, auf den Tisch schleudernd.

Sie trat ganz nahe an ihn heran und schrie ihm ins Gesicht hinein: „Scheusal! — Scheusal!“

Er wich zurück. „Bist du bei Sinnen?“

„Nun weiß ich, warum es hat geschehen müssen!“ fuhr sie fort. . . .

„Aber, so beruhige dich doch, meine Liebel!“

„Jetzt, weil ich das gesehen, sage ich: es ist besser so. Besser in der Erde schlafen, als leben und eine solche Bestie zum Vater haben! — Vielleicht, mein Richard, hättest du auch so werden müssen unter seinem Beispiel. Ich preise Gott, daß er dich genommen hat — von diesem abscheulichen Menschen weg.“

„Du sprichst vom Knaben. Wie geht es ihm?“

„Zurück, Ungeheuer! — Ich werde mein Kind allein begraben. Daß es dir erspart bleibe, ein Herz zu heucheln! — Gott!“ schrie sie auf, die Fäuste an die Brust stoßend und dann wie im höchsten Wohlbehagen aufatmend: „Gott, habe Dank, mein Gott, für den Haß!“

So stürzte sie zur Tür hinaus, über die breite Treppe an den Wagen: „Vorwärts! Nach Hause!“

Der Professor, nun aufs höchste bestürzt, eilte ihr nach. Aber er fand nicht sogleich einen Wagen, und als er nach Hause kam, waren die Familien-

zimmer leer. Die Dienerschaft huschte ratlos umher. Die gnädige Frau sei in der größten Aufregung von einer Fahrt gekommen, habe den Leichnam ins Tuch gewickelt, sei, denselben fest mit den Armen umschlingend, zurück in den Wagen gegangen und davon gefahren. — — —

Professor Albin Gibart war in den prachtvollen Räumen allein. Aller Komfort, den er sich stets gewünscht, umgab ihn. Aller Luxus, alles Resultat der Wissenschaft. Aber er war allein. Aller Gelehrtenruhm, an dem er unersättlich gewesen, leuchtete nun um sein Haupt — um ein ruheloses, gequältes Haupt. Eine beständige, eine furchtbare, eine grenzenlose Pein war in ihm. Eine unerträgliche, bis zur Verzweiflung gesteigerte Pein. Vergebens schrie er in unersättlicher Selbstsucht Flüche hin über sein Unglück, über den Liebling, der ihm gestorben war, über das treulose Weib, das ihn verlassen hatte.

Wenn er nur hätte ein Ende machen können! Wenn er wenigstens hätte bereuen können! Aber ihm fehlte das Herz dazu.

(„Das Sündenglöckel“. Verlag von L. Staackmann, Leipzig.)

Unter Tieren

Von Manfred Kyber.

Stumme Bitten.

Die Schafherde drängte sich aufgeregt zusammen. Ein altes Schaf erzählte.

„Meine Großmutter hat es selbst gesehen,“ sagte es, „es ist etwas Fabelhaftes, Grauensvolles. Man weiß nicht, was es ist. Sie sah auch nicht alles. Sie kam dran vorüber, als sie zur Weide ging. Es war ein Tor, das in einen dunklen Raum führte. Es roch nach Blut am Tor des dunklen Raumes. Zu sehen war nichts. Aber sie hörte den Schrei eines Hammels darin, einen gräßlichen Schrei. Da lief sie zitternd zur Herde zurück.“ Alles schauderte.

„Man weiß nichts Gewisses,“ sagte das Schaf, „aber es muß etwas Wahres daran sein. Jedenfalls ist es furchtbar.“

„Deine Großmutter lebt nicht mehr?“ fragte ein junger Hammel.

„Ich weiß es nicht,“ sagte das Schaf, „es ist schon lange her — da wurde sie abgeholt.“

„Das soll der Anfang sein, man kommt dann nie wieder,“ sagten einige.

Der Schäferhund bellte kläffend und trieb die Herde dem andern Ende der Weide zu.

Da stand der Schäfer und sprach mit einem fremden Mann, der nicht aussah wie ein Hirt. Sie handelten mit einander. Dann ging der fremde Mann mit festen Schritten in die Herde hinein und prüfte die einzelnen Stücke mit kundigen Augen. Es waren nicht die Augen eines Hirten. Jetzt griff seine Hand nach dem jungen Hammel, der vorhin gefragt hatte. Das Tier überlief es kalt. Die Hand fühlte sich anders an als die Hand des Hirten.

Der Hammel bekam eine Leine um den Hals.

„Den nehme ich,“ sagte der fremde Mann und zog einen schmutzigen Beutel mit Geld aus der Tasche. Er bezahlte. Das lebendige Leben gehörte ihm. Er hatte es gekauft.

Er ergriff die Leine und zerrte den Hammel von der Weide fort auf die Landstraße. Die Herde sah dem Davongehenden erschreckt und verständnislos nach. Der Hammel wandte den Kopf. Die Augen suchten die Verwandten und Spielgenossen. Etwas in ihm krampfte sich zusammen — etwas in ihm rief ihm zu, sich loszureißen und zurückzulaufen.

„Das ist der Anfang, man wird abgeholt,“ dachte er.

Aber er wehrte sich nicht. Er war hilflos. Was hätte es genützt?

„Es braucht ja nicht das Schreckliche zu sein,“ tröstete er sich, „es gibt noch andere Weiden. Dahin werde ich vielleicht geführt.“

Es war das Vertrauen, das Tiere haben, die zahm gehalten worden sind.

Jetzt bogen sie um die Ecke. Die Herde war nicht mehr zu sehen. Die Weide verschwand. Nur von ferne hörte man den Schäferhund bellen und die Töne der Hirtenpfeife. Der Wind verwehte sie.

Es war ein weiter Weg. Der fremde Mann ging schnell. Er hatte es eilig.

„Ich bin müde, ich möchte mich etwas erholen,“ bat der Hammel.

Es war eine stumme Bitte.

Sie gingen weiter. Es war heiß und staubig.

„Ich bitte um etwas Wasser,“ sagte der Hammel.

Es war eine stumme Bitte.

Endlich kamen sie in eine kleine Stadt. Sie gingen durch enge krumme Straßen, in denen es keine Weiden gab. Diese Hoffnung also hatte sich nicht erfüllt.

Sie hielten vor einem Tore, das in einen dunklen Raum führte. Ein häßlicher Dunst schlug dem Tier entgegen. Der Hammel wandte den Kopf und blökte klagend. Er scheute vor dem Dunst zurück und vor dem dunklen Eingang. Eine Angst wurde in ihm wach, im Unterbewußtsein, eine grenzenlose Angst.

„Ich möchte nach Hause,“ sagte der Hammel und sah den fremden Mann an.

Es war eine stumme Bitte.

Stumme Bitten werden nicht gehört.

Der Mann schlug die Leine mit einem geschickten Griff um die Hinterbeine des Tieres und zog es vorwärts. Die Schnur schnitt ein.

„Ja, ja, ich komme schon,“ sagte der Hammel erschreckt. Die müden steifen Beine beeilten sich.

Es waren nur wenige Augenblicke, aber sie schienen sehr lang. Dann war er in einem dunklen Raum. Es roch erstickend nach Blut und Abfällen — nach Leichen von seinesgleichen.

Man hält es nicht für nötig, das vorher fortzuschaffen. Es ist ja nur Vieh, Schlachtvieh.

Da packte den Hammel ein hilfloses, lähmendes Entsetzen. Ein Entsetzen, das alle stummen Bitten vorher vergessen ließ. Ein Entsetzen, das ganz allein herrschte.

Der Hammel zitterte am ganzen Körper.

„Jetzt kommt das Fabelhafte — das Grauen,“ dachte er.

Und es kam.

Die Welt ist voll von stummen Bitten, die nicht gehört werden. Es sind Menschen, die sie nicht hören. Es scheint unmöglich, diese stummen Bitten zu zählen. So viele sind es. Aber sie werden alle gezählt. Sie werden gebucht im Buche des Lebens.

Groß und fragend sehen die Augen des Gautama Buddha auf die europäische Kultur.

Auf freiem Felde.

Der Schnee lag kalt und weiß auf freiem Felde.

Ein Hase und seine Frau suchten Futter. Die Pfoten froren. Es war ein mühsamer Weg und der Wind pfiff über die Fläche. Die Ausbeute war kümmerlich. Man mußte erst den Schnee fortkratzen, um etwas Essen zu finden. Die

wurden so leicht wund dabei. Man mußte sie dazwischen immer wieder ablecken. Auch war die Frau des Hasen leidend. Ein Bein war ihr zerschossen worden. Sie humpelte hilflos und gebrechlich über den Schnee.

„Es ist recht schwer, wenn man so behindert ist,“ klagte sie. „Wie wird es erst im Frühling werden! Ich kann mit dem kranken Bein doch keine Kinder warten.“

Der Hase tröstete sie.

„Es wird schon gehen,“ sagte er und leckte ihr beruhigend die Ohren. „Du brauchst erst eine Kur an der Quelle. Sie ist so kalkhaltig und hat schon vielen geholfen.“

„Ach, diese schrecklichen Jagden!“ seufzte die Häsin. „Wenn sie einen wenigstens gleich töten wollten! Aber jagen darf jeder, und so schießen sie einen krank. Die Menschen sind offenbar immer hungrig, daß sie einen so verfolgen.“

„Das war früher. Früher war es auch ein Kampf gegen wilde Tiere,“ sagte der Hase. „Jetzt ist es gefahrlos und darum ist es ein Vergnügen. Es ist sogar ein vornehmes Vergnügen. So haben es wenigstens die getauft, die sich selbst vornehm nennen. Vermutlich, weil andere sie nicht vornehm nennen würden. Da tun sie es lieber gleich selbst.“

Die Häsin war empört. „Töten ist doch kein Vergnügen! Sogar Wölfe reißen aus Hunger, nicht aus Lust am Töten.“

„Es sind eben keine Wölfe, sondern Menschen — die von sich selbst so getauften vornehmen,“ sagte der Hase. „Sie genießen die Natur nur,

wenn sie ihr ins brechende Auge sehen. Das ist ihre Freude an der Schöpfung. Aber du wirst durch die Kur wieder ganz gesund werden. Die Quelle ist ein ganz berühmtes Bad.“

„Es ist unfäßlich,“ sagte die Häsin und verpeiste nachdenklich etwas vertrocknetes Moos.

„Es gibt bei den vornehmen Leuten noch viel vornehmere Dinge,“ fuhr der Hase fort. „Sie zähmen sich die Tiere erst, um sie dann zu Tode zu hetzen. Das ist das Allervornehmste!“

„Aber das ist ja Mittelalter! Wir leben doch in der Neuzeit?“ rief die Häsin entrüstet.

Sie war historisch sehr gebildet. Die Hasen haben eine lange und traurige Geschichte, die sorgsam überliefert wird.

„Wir sind noch sehr tief im Mittelalter drin,“ sagte der Hase bedrückt und kummervoll. „Aber die neue Zeit wird bald kommen. Es stehen starke Geister auf, die das Mittelalter nicht fürchten. Es sind keine armen Hasen, denn sie führen scharfe Waffen. Der Gott der Schöpfung hat sie ihnen gegeben, damit sie den Wehrlosen helfen. Man spricht davon im Wald und auf freiem Felde.“

„Es ist gewiß an der Zeit,“ sagte die Häsin seufzend, „aber erst muß ich meine Kur brauchen.“

Oben in der Luft kreisten zwei Raubvögel.

„Du,“ sagte der Habicht zu seiner Frau, „da unten ist ein kranker Hase. Den wollen wir fressen. Ich habe Hunger. Der andre ist gesund. Der würde uns entwischen.“

Er stieß pfeilschnell auf die Häsin nieder. Der Hase sprang entsetzt hinter ein Gebüsch. Aber der Habicht konnte seine Beute nicht entführen. Ein Schuß traf ihn. Er breitete die Schwingen auseinander. Sein Blut färbte den Schnee.

„Jetzt ist meine Frau gerettet!“ jubelte der Hase. „Das ist gewiß einer von den starken Geistern, die helfen kommen.“

Es war kein starker Geist.

Die Häsin richtete sich auf, um fortzueilen. Da traf sie ein Kolbenschlag auf den Kopf. Sie reckte den verstümmelten Körper. Die Augen überzogen sich mit einem matten Schein und erloschen. Der vornehme Mann hatte seine Freude an der Natur.

Im verschneiten Gebüsch saß frierend und jamernd ein kleines Geschöpf mit struppigem Fell.

Hoch in der Luft kreiste ein einsamer Vogel.

Die Blutspuren auf dem Schnee bildeten seltsame Zeichen. Die Zeit ist sehr nah, wo man sie lesen lernen wird.

Und erlöse uns von dem Uebel.

(„Unter Tieren“. Verlag von Grethlein & Co., Leipzig.)

Zwei Skizzen von Iwan Turgeniew

Der Sperling.

Ich kehrte von der Jagd zurück und ging durch die Gartenallee. Mein Hund lief voraus. Plötzlich verzögerte er seine Schritte und begann zu schleichen, als witterte er vor sich ein Wild.

Ich blickte die Allee hinunter und gewahrte einen jungen Sperling mit gelbem Schnabelrande und jungem Flaum auf dem Kopfe. Er war aus dem Neste gefallen — ein kräftiger Wind schüttelte die Birken der Allee —, und unbeweglich saß er nun da, indem er die kaum hervorgewachsenen Flügelchen hilflos von sich streckte.

Langsam näherte sich ihm mein Hund, als sich plötzlich vom benachbarten Baume ein alter, schwarzbrüstiger Sperling losriß, wie ein Stein gerade vor seiner Schnauze niederstürzte und ganz zerzaust und verstört mit verzweifelter, kläglichem Gekreisch einige Male gegen den weitgeöffneten, mit großen Zähnen besetzten Rachen lossprang.

Er wollte sein Junges retten, er schirmte es mit seinem eigenen Körper, . . . sein ganzer winziger Leib bebte vor Schrecken, sein Stimmchen ward wild und heiser, er trotzte dem Tode, er opferte sich!

Welch ein gewaltiges Ungetüm mußte der Hund für ihn sein! Und gleichwohl vermochte er nicht dort oben auf seinem sicheren Ast zu verbleiben. Eine Gewalt, welche stärker war als sein Wille, riß ihn hinweg.

Mein Tresor blieb stehen und wich dann zurück. Offenbar mußte auch er jene Gewalt anerkennen. Ich rief den verdutzten Hund zu mir und entfernte mich mit einem Gefühle der Ehrfurcht.

Ja, lachtet nicht, ich empfand wirklich Ehrfurcht vor diesem kleinen heldenmütigen Vogel, vor dem leidenschaftlichen Ausbruch seiner Liebe.

Die Liebe, dachte ich, ist doch stärker als der Tod und die Todesangst. Nur durch sie, nur durch die Liebe erhält und bewegt sich das Leben.

Der Hund.

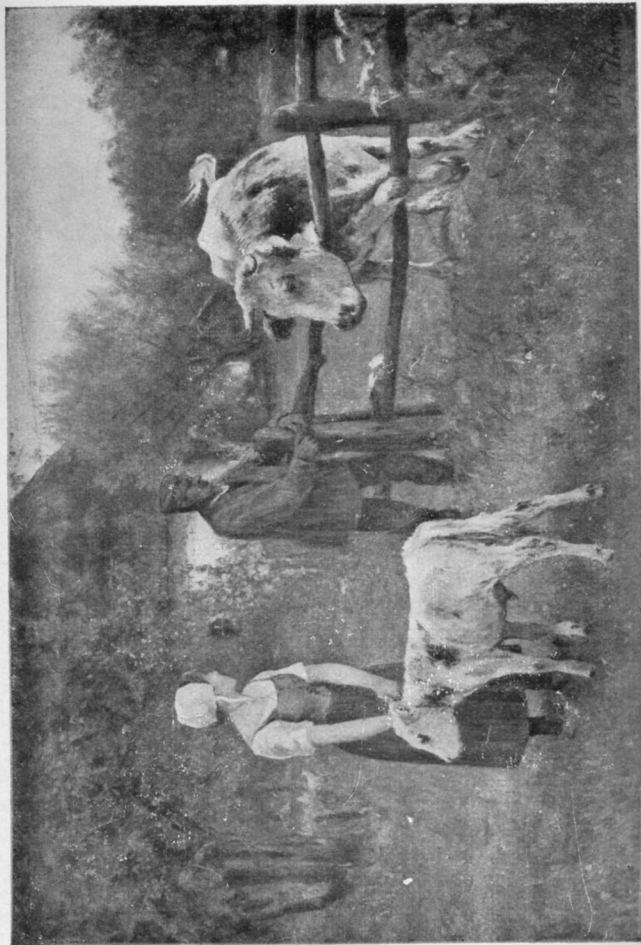
Wir sitzen unser zwei im Zimmer: mein Hund und ich. Draußen heult ein heftiger Sturm.

Der Hund sitzt dicht vor mir — er schaut mir gerade in die Augen.

Und auch ich schaue ihm in die Augen.

Es ist, als ob er mir etwas sagen wollte. Er ist stumm, hat keine Worte, begreift sich selber nicht; ich aber begreife ihn.

Ich begreife, daß in diesem Moment ihn und mich das selbe Gefühl beherrscht, daß nicht der geringste Unterschied zwischen uns besteht. Wir sind gleichartige Wesen. In jedem von uns leuchtet und glüht das selbe zitternde Flämmchen.



Der Tod eilt herbei mit dem Flügelschlag seiner breiten kaltfeuchten Fittiche. . . .

Und alles ist zu Ende.

Wer will dann den Unterschied jener Flämmchen feststellen, die in uns beiden geglüht haben?

Nein! Nicht Tier und Mensch sind's, die jene Blicke tauschen.

Es sind zwei gleichgeschaffene Augenpaare, die auf einander gerichtet sind.

Und aus jedem dieser Augenpaare, aus dem des Tieres wie aus dem des Menschen, spricht hell und deutlich das ängstliche Bedürfnis nach gegenseitiger Anshmiegunq.

Der Alpenjäger

Von Friedrich Schiller.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so froh und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes muntrem Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n.
„Laß die Blumen, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort.
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flicht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß gespalt'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
„Mußt du Tod und Jammer senden“,
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?“

* * *

Ebenso wie der Held meines Romans „Jean Christoph“, könnte
ichselber nicht der Freund eines Menschen sein, der Freude
an der Jagd findet.

Romain Rolland
(in einem Brief an den Herausgeber)

Zwei Gedichte von Friedrich Hebbel

Auf das Tier.

Du bist der arme Caliban der Welt.
Du hast dem Menschen jede Frucht gezeigt,
Die auf der Erde Kraft und Mark enthält,
Und dich ihm stumm, als deinem Gott, geneigt.
Dir dankt er's selbst, daß er die Quelle kennt,
Worin er sich den Leib verjüngen kann.
Doch seit ihm deine heil'ge Leuchte brennt,
Verhängt er über dich den Todesbann.
Und das Geschöpf, das gleich verloren war,
Wenn du es nicht geleitet durch die Nacht,
Bringt dir den Dank durch alle Martern dar,
Wozu der Trieb in seiner Brust erwacht.

Der Brahmine.

In den bängsten Qualen windet
Sich der frömmste der Brahminen.
Jahre hat er's ausgehalten,
Heute ist der Tag erschienen,
Wo die Kräfte ihn verlassen,
Die in ihm den Göttern dienen.
Statt sie stumm wie sonst zu segnen,
Stöhnt er laut empor zu ihnen.

Aber aus der Zelle Winkel
Kommt der Tod herangeschritten,
Und er spricht mit heller Stimme:
„Endlich hast du ausgelitten.
Wolle nur, und all die Schmerzen,
Die dir Mark und Bein zerschnitten,
Werden diesen Hund zerreißen,
Der dir naht mit leisen Tritten.“

Eben leckt der treue Wächter
Ihm die halb entblößten Hände,
Und der Kranke flüstert schauernd:
Lieber duld' ich bis and Ende!
Traurig folgt mir stets sein Auge,
Wie ich mich auch dreh' und wende, —
Und ich sollt' ihm so vergelten?
Ford're nicht, daß ich mich schände!

„Nun, so gib mir einen Vogel!
Lustig hör' ich einen pfeifen,
Er ist einer von den vielen,
Die von Land zu Lande schweifen,
Niemals wird er wiederkehren,
Immer weiter muß er streifen,
Und du bist ihm nicht verschuldet, —
Laß mich diesen denn ergreifen!“

Rühr' mir nimmer an den Vogel!
Flügel wurden ihm gegeben,
Um mit seinem süßen Liede
Erd und Himmel zu verweben.

Droben lauscht der Engel nieder,
Unten horcht mit freud'gem Beben
Ihm des Kindes trunk'ne Seele.
Heilig ist mir solch ein Leben!

„Eben stürzt in wilder Wüste
Sich der Leu auf die Gazelle.
Angst versteinert ihre Glieder,
Und sie kann nicht von der Stelle.
Sichtbar klopfen ihr die Rippen
Unter'm bunt bemalten Felle.
Winke nur, so stürzt der Räuber,
Und sie springt hinweg zur Quelle.“

Frommt der Hindin noch das Leben,
Hat's ihr Brahma auch beschieden,
Und im rechten Augenblicke
Hilft ein Wunder ihr zum Frieden.
Mich verlockst du nicht zu töten,
Um mir selbst die Frist hienieden
Zu verlängern, wie die Ströme
Meines kranken Bluts auch sieden.

„Nun, so greif' in das Gewimmel
Unrein-ekler Kreaturen,
Drin die bösen Geister hausen,
Die das ew'ge Licht verschwuren
Und zur Strafe ihres Trotzes
In die schnöden Larven fuhren:
Unken, Spinnen, Kröten, Würmer, —
Alle tragen Teufelsspuren.“

Büßen sie für ihre Sünden,
Nun, so büß' ich für die meinen,
Auch noch aus der Hölle Tiefen
Führt ein Weg zurück zum Reinen.
Wollte ich den Letzten hindern,
Sich Vergebung zu erweinen,
Würd ich eines härtern Fluches
Als sie alle wert erscheinen.

„Hoffe nicht, daß sie's erwidern!
Rascheln hör' ich schon die Schlänge,
Die dir droht mit gift'gem Stachel,
Und dir selbst wird todesbange.
Aufgerichtet, wie zum Sprunge,
Wälzt sie in geschweiftem Gange
Sich heran, — so opfre diese,
Daß sie schnell den Lohn empfangen!“

Schließen will ich meine Augen,
Denn ich kann den Wurm nicht sehen.
Aber ist ihm Macht gegeben,
Werd' ich nimmer widerstehen.
Darf er mir das Leben rauben,
Muß er auch von seinen Wehen
Mich befrei'n, — wie soll ich zittern?
Mag, was kann und soll, geschehen!

Grimmig schlägt die zorn'ge Schlange
Jetzt den Zahn in seine Glieder.
Doch so wie sie ihn nur ritzte,
Ist er auch ein Jüngling wieder.

Aus dem losen Schultern-Paare
Sproßt ihm goldenes Gefieder.
Brahma aber ruft vom Himmel:
Schweb' empor, sonst steig ich nieder.

Anmerkung des Herausgebers:

Friedrich Hebbel, der von Jugend an eine sehr starke Liebe zu den Tieren fühlte und sie in mehreren Gedichten, sowie an vielen Stellen seiner berühmten „Tagebücher“ ausdrückte, schrieb unter die Niederschrift dieses Gedichtes: „In schweren Leiden“. Offenbar wollte er dadurch andeuten, daß er auch in der schmerzhaften Krankheit, in der er das Gedicht verfaßte, seiner Ueberzeugung treu geblieben sei, daß der Mensch nicht das Recht habe, Tiere leiden zu lassen, um sich von Krankheiten zu heilen. Man kann dieses Gedicht daher wohl als einen Ausdruck des Abscheus Hebbels vor der Vivisektion betrachten.

Das Kalb

Von Justinus Kerner.

Du Tier, im dunklen Stall geboren,
Eh' du des Lebens recht bewußt,
Greift dich ein Schlächter bei den Ohren
Und reißt dich von der Mutterbrust.

Dein großes Auge, fromm und helle,
Sieht da die Au' zum ersten Mal,
Doch angstvoll; denn des Hunds Gebelle
Treibt rastlos dich durchs grüne Tal.

Bald binden sie dir deine Glieder,
Sie achten nicht dein Angstgeschrei,
Man wirft dich auf die Schlachtbank nieder
Und schneidet dir den Hals entzwei.

Doch bei dem letzten Hauch der Kehle
Ein Glanz aus deinem Auge spricht:
„In mir auch wohnt eine Seele,
Für mich auch hält ein Gott Gericht.“

Der Bettler und sein Hund

Von Adelbert von Chamisso.

Drei Taler erlegen für meinen Hund?
Da schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Not.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich erwärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurr't? —

Es geht zur Neige mit uns zwein,
Es muß, mein Tier, geschieden sein;
Du bist, wie ich, nun alt und krank,
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank.

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel, ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser, — es muß ja sein.
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an,
Nur noch ein Fußtritt, so ist es getan. —

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt;
Da zog er die Schlinge sogleich zurück
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und tat einen Fluch gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft,
Und stürzt' in die Flut sich, die tönend stieg,
Im Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her,
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verscharr't zu stiller Stund',
Es folgte ihm winselnd nur der Hund.
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreck't und ist da verreck't.

Ein Mißklang

Von Renate Pfannschmidt-Beutner.

Ich schritt durch das schimmernde, wogende Feld
Auf duftig umblühetem Raine.
Wie lag so üppig, so selig die Welt
Im lachenden Sonnenscheine.

Da plötzlich aus allem Frieden her
Ein Schelten, Fluchen und Schlagen —
Da stehen zwei Gäule, atmend schwer,
Vor steinbeladenem Wagen.

Sie stehen stumpf, denn sie können nicht
Die Last dort rücken, noch regen;
Und über sie saust es hageldicht
Von harten, grausamen Schlägen.

Und das eine, das eine, so krank, so schwach,
Dem die mageren Knochen beben,
Das schaut mit erblindetem Auge, ach,
In all das lachende Leben.

Und ich schreite hin durch die blühende Lust,
Und mag sie doch nicht mehr sehen,
Und mir will das Herz in der tiefsten Brust
Vor bitterem Jammer vergehen.

Mensch und Tier

Von Christian Morgenstern.

Ich war im Garten, wo sie all' die Tiere
Gefangen halten; glücklich schienen viele,
In heitern Zwingern treibend munt're Spiele;
Doch andre hatten Augen, tote, stiere!

Ein Silberfuchs, ein wunderzierlich Wesen,
Besah mich unbewegt mit stillen Blicken;
Er schien so klug sich in sein Los zu schicken;
Doch konnte ich in seinem Innern lesen.

Und andre sah ich mit verwandten Mienen,
Und andre rastlos hinter starren Gittern . . .
Von wunder Liebe fühlt' ich mich erzittern,
Und meine Seele wurde eins mit ihnen.

Nachgelassenes Gedicht aus dem Bande „Gesammelte Gedichte“. Verlag von R. Piper & Co., München.

Der kleine Fink

Von Hans von Wolzogen.

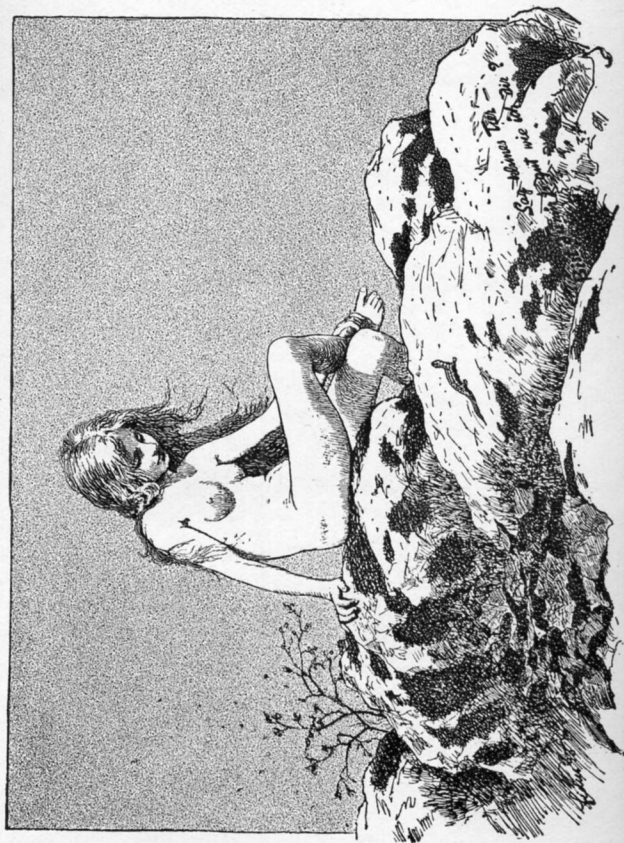
Ja, siehst du, kleiner Fink,
Da bist du nun aus dem Nest gepurzelt,
Ein Blümchen, das entwurzelt!
Wie kommst du nun wieder hinein?
Du dummes Ding!
Die Alten flattern hin und her,
Bangen sich sehr,
Zwitschern und schrei'n —
Sie hören ihn piepsen im hohen Gras —
Kinder, lacht nicht! Das ist kein Spaß!
Das arme kleine Ding!
Denkt, wenn die Katze käm' und ihn fing! —
Marsch! Lauft geschwind!
Hinten im blauen Zimmer,
Wißt ihr, neben dem großen Spind,
Das Bauer, das holt mir, das immer
Unsere goldenen Mätzchen bewohnt. —
Wie habt ihr geweint, als sie starben! —
Du graues Mätzchen, bleib verschont,
Hast du auch nicht so glänzende Farben!
Es will auch leben, wie wir,
Das liebe kleine Tier! —

So, recht! Nun stellt mir das Bauer daher!
Leise! Leise!
Erschreckt mir das Tierchen
Nicht noch mehr!
Am Ende bringen die Alten ihm Speise
Durchs offene Türchen. —
Linele, du hast die weichste Hand:
Behutsam greif's und setz' es gewandt
In sein niedliches, neues Haus! —
Wie schaut's erschrocken aus!
Wie das Herzchen ihm klopft in der kleinen Brust!
Ist sich der Rettung nicht bewußt. —
Seht! da schwirren die Alten schon,
Sie suchen ihren verlorenen Sohn,
Wundern sich — halten zwitschernd Rat,
Was zu geschehen hat. —
Kinder, nun fort mit euch
Hinter's Gesträusch!
Daß mir keiner die Alten verscheuch'!
Sie flattern näher — ganz nahe schon —
Fritz, du Unband — zurück!
Siehst du, da fliegt das Weibchen davon! —
Nein, es kommt wieder, welch' Glück!
Ein Würmchen hat's im Schnabel, ei, seht,
Wie's das Kleine versteht:
Mit den winzigen Flügelchen schlägt's,
Das Köpfchen nach hinten legt's,
Sperrt's Schnäbelchen auf — so weit —
Und schreit. —
O Mutterliebe! Ob dich's auch graust,
Wahrhaftig, du traust
Durchs goldne Gitter dich grad hinein,

Stopfst dem Kleinen die Atzung ein!
Väterchen ist nicht so kühn,
Hilft nur von außen, nur durch die Stäbe.
Ja, wenn's nicht die guten Mütter gäbe,
Mit ihrem Mut und ihrem Müh'n.
Nun wird unser Mätzchen leben und blüh'n.
Ruhig lassen wir's heut' und morgen
Draußen im Garten,
Mütterchen wird es versorgen
Und warten.

Aber zur Nacht
Wird es ins warme Haus gebracht,
Auch schon wegen der Katzen,
Die könnten mit ihren Tatzen
Das Türchen sprengen,
Hinein sich zwängen —
Weg wär' er, der arme kleine Wicht!
Linele, weine nicht!
Es wird ihr schon nichts geschehen,
Der lieben Kreatur,
Wart ein paar Tage nur,
Dann sollst du was sehen! —

Hab' ich's euch nicht gesagt:
Im Bauer sitzt Mätzchen frisch und munter,
Würgt höchst vergnügt sein Futter hinunter.
Die Alten haben sich redlich geplagt,
Die guten kleinen Zwei! — —
Kinder, Kinder! Kommt rasch herbei!
Schaut doch, schaut!
Habe kaum meinen Augen getraut!
Ein drittes Vögelchen auch bringt Futter,



Wie eine rechte Mutter,
Das hilft den beiden getreulich,
Ich kenn's — ich sah es neulich
Dort bei der Fliederlaube —
Ein Goldhähnchen ist's, ich glaube.
Nun, meiner Seelen,
Jetzt kann's dem Mätzchen nicht fehlen!
Genährt von dreien,
Da muß es gedeihen!
Paßt auf, das wird noch der dickste Patron,
Der arme verlorene Sohn! —

Acht Tage später
Tritt der beste der Väter
Zu den Kindern ins Arbeitszimmer
Und ruft: „Das Mätzchen ist fort! — —
Na, nur kein Geschrei und Gewimmer,
Ich geb' euch mein Wort,
Das Kerlchen, das fühlt sich selig!
Die Kost war so gut,
Da ward er allmählich
Ein kleiner Riese an Kraft und Mut.
Und heut', wie ich eben recht still
Ans Bauer treten will —
Draußen flattern und zwitschern die Alten —,
Da kann sich's nicht länger halten,
In den Flügelchen zuckt's, sie heben sich leicht,
Ein Hüpfen, ein Schlüpfen, husch, es entweicht,
Und schwirrt mit jauchzendem Freudenschrei'n
Gerad' in das Blaue hinein:
Ein völlig fix und fertiger Fink! —
Schade, daß ihr's nicht gesehen!

Beschämend war's, ich muß gestehen!
Wir Menschen machen das nicht so flink
Mit all unsern großen Talenten!
Kinder, denkt euch nur,
Wenn wir's wie die Finken könnten,
Wie wären wir weit schon in der Kultur!
Aber wir sind wie die lahmen Enten. —
(Die Enten mögen's verzeihn.)

Nun steckt die Nas' ins Buch hinein!
Studium ist Pflicht.
Morgen habt ihr Naturgeschichte' —
Aber — vergeßt das Finklein nicht!“

(„Unsere lieben Tiere“. Gedichte. Mit Bildern von
Franz Stassen. Verlag von Ludwig Schröter, Berlin.)

Beethoven als Tierschützer

Von Magnus Schwantje.

„Von den meisten wahrhaft großen Menschen weiß man, daß sie Tierfreunde waren. Wo man das Gegenteil weiß, darf man an der wahren Größe zweifeln.“ Mit diesen Worten beginnt Hans von Wolzogen seine Schrift „Richard Wagner und die Tierwelt“.

Es wäre leicht, dicke Bücher anzufüllen mit Berichten über die Tierliebe großer Künstler, Dichter, Philosophen, wissenschaftlicher Forscher und Kämpfer für den sittlichen Fortschritt. Der geniale Mensch fühlt sich mit dem Tiere enger verwandt als der Durchschnittsmensch. Nur ein geistig beschränkter und gemütsarmer Mensch blickt mit Verachtung auf alles Tierische und hält es für eine Verletzung der Menschenwürde, mit Tieren in enger Freundschaft zu leben.

Die Tierliebe großer Geisteshelden ist viel zu wenig bekannt. In ihren Biographien wird zwar über viele Erlebnisse und Aussprüche berichtet, die ihre Freude am Umgang mit Tieren und ihr Mitleid mit ihnen erkennen lassen. Da aber die meisten Menschen der Tierliebe keine hohe Bedeutung beimessen, so lesen sie über solche Mitteilungen schnell hinweg und vergessen sie bald. Vielfach

betrachtet man die Tierliebe dieser Großen sogar als eine der „Schrullen“, an denen gerade das Genie oftmals leide. In der Schule hören die meisten Kinder fast nichts von diesem Charakterzug der geistigen Führer der Menschheit, obwohl in den letzten Jahrzehnten, dank den Bemühungen der Tierschutzvereine, in den meisten Schulen die Kinder über die Wichtigkeit des Tierschutzes belehrt werden. Auch die vielen Aussprüche weiser Männer und Frauen über die Stellung des Menschen zum Tiere, von denen in diesem Buch eine kleine Auswahl zusammengestellt wird (Seite 112—127), sind bisher nur wenig beachtet worden. Es ist aber sehr wichtig, weite Volkskreise darüber zu belehren, wie viele der größten Menschen über die Tiere dachten und wie sie sich gegen sie verhielten. Heute schämen sich viele Leute, besonders viele junge Männer, ein starkes Mitleid mit den Tieren erkennen zu lassen, weil sie dieses für eine verwerfliche „Sentimentalität“, für eine „unmännliche“ Schwäche halten. Wenn sie wissen, daß viele der von ihnen am höchsten verehrten Helden in den Tieren ihre „unmündigen Brüder“ erkannten und sie als solche behandelten, dann werden sie sich weniger davor fürchten, von unverständigen und rohen Menschen deswegen verspottet zu werden, weil sie ihre Tierliebe durch Wort und Tat äußern.

Zu den großen Männern, die mit dem zartesten Mitgefühl auch an dem Leben der schwächsten und geringsten Tiere teilnahmen, gehört auch **Beethoven**. Von seiner Tierliebe wird in den

meisten Biographien des Meisters nichts erzählt. Selbst Leute, die sein Leben sehr genau zu kennen glauben, sind erstaunt, wenn man ihnen sagt, daß auch Beethoven von Kindheit an eine ungemein starke Zuneigung zu den Tieren fühlte. Ich habe aber aus „Conversations-Heften“ und Briefen Beethovens und aus kurzen Aufsätzen über ihn schon neun Tatsachen aus seinem Leben festgestellt, die von seiner großen Liebe zu den Tieren zeugen. In diesem Buche fehlt mir der Raum zu einem Bericht über alle diese Aeüßerungen seiner Tierliebe. Da aber dieses Buch einen Aufsatz gegen das Fangen von Schmetterlingen enthält („Der erste Schritt zur Grausamkeit“, Seite 72—79), so will ich hier von einer Tat des großen Mannes erzählen, welche zeigt, mit welchem Eifer er sich bemühte, junge Menschen von diesem auch heute noch beliebten Spiel zurückzuhalten.

Die Mutter des Dichters Josef Viktor Widmann (1842—1911), deren Mädchennamen Karoline Wimmer war, verlebte in ihrer Jugend mit ihren Eltern einige Wochen in Mödling bei Wien, als auch Beethoven dort weilte. Sie pflegte mit einem Netz Schmetterlinge zu fangen. An einem Morgen wurde sie aber daran durch einen Mann verhindert, der neben ihr lief und alle Schmetterlinge, die sie erwischen wollte, mit einem Taschentuch verscheuchte. Als sie am nächsten Morgen wieder auf die Schmetterlingsjagd gehen wollte, erwartete sie schon der Mann auf der Wiese und machte ihr wieder jeden Fang unmöglich. Nun verbat Karoline sich diese Belästigung, worauf der

seltene Mann sie mit lauter Stimme fragte, ob denn ein gut erzogenes junges Mädchen nicht gelernt habe, sich die Zeit anders zu vertreiben als mit dem „Morden armer Tiere“. In einem längeren Wortwechsel erwiderte Karoline, daß sie allerdings auch noch anderes gelernt habe, zum Beispiel Klavierspielen. Diese Mitteilung erregte das lebhafteste Interesse des Unbekannten, und er forderte sie auf, in ihrer Wohnung bei geöffnetem Fenster Klavier zu spielen, so daß er vor dem Hause ihr Spiel hören könne. Karoline erklärte sich dazu bereit und ging sogleich mit ihm nach ihrem Hause, wo sie auf dem Klavier frei phantasierte. Als sie eine Zeitlang gespielt hatte, trat plötzlich der Zuhörer ins Zimmer, legte seine Hand auf ihr Haupt und sagte: ja, Klavierspielen habe sie gelernt. Sogleich darauf traf auch die Mutter Karolines ein und sah mit Staunen Beethoven in ihrer Wohnung. Fortan durfte das junge Mädchen Beethoven zuweilen auf Spaziergängen begleiten; aber vorher nahm er ihr das Versprechen ab, nie wieder „unschuldige Tiere zu morden“.

Ueber diesen Vorfall sind mehrere Berichte erschienen, die nur in unwichtigen Einzelheiten von einander abweichen. Ich habe mich in den vorstehenden Mitteilungen hauptsächlich an die Erzählung Anton Bettelheims gehalten, der in einem Vortrag über Widmann in der „Literarischen Gesellschaft“ in Wien im Jahre 1895, auf Grund der eigenen Mitteilungen des Dichters, über die Begegnung Karoline Wimmers mit Beethoven berichtete.

Auch einem Knaben äußerte Beethoven seine Mißbilligung des grausamen Spiels des Schmetterlingfangens. Ludwig Cramolini, ein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts berühmter Sänger (gestorben 1884), berichtete folgendes in seinen „Erinnerungen an Beethoven“, die im Jahre 1910 von der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht wurden. In den Jahren 1816—1818 verlebte er die Ferien in Mödling und sprach oft mit Beethoven, der in demselben Hause wohnte. Als er Schmetterlinge, die er gefangen hatte, Beethoven zeigte und ihn fragte, wie diese Schmetterlings-Art heiße, wurde er von ihm „angeschnauzt“ mit den Worten: „Laß mich in Ruhe, kleiner Mörder!“



Der erste Schritt zur Grausamkeit

Von Magnus Schwantje.

Kein Mensch, der mit einigem psychologischem Scharfblick unbefangen ins Leben sieht, kann sich der Erkenntnis verschließen, daß in den meisten Menschen die Grausamkeit, die Lust am Quälen und Zerstören, schlummert. Eine ungeheure Menge von Tatsachen aus der Geschichte, z. B. die Hexenverbrennungen und die Folterungen, die noch im 18. Jahrhundert in Europa üblich waren, die Grausamkeiten der Krieger, manche religiöse Bräuche, und von Tatsachen, die wir heute täglich beobachten können, z.B. viele sportliche, vivisektorische und andere Tierquälereien, Kindermißhandlungen, Lustmorde usw., sind ohne die Annahme, daß sehr viele Menschen an Grausamkeitswollust leiden, ganz unerklärlich. Es ist sehr erfreulich, daß sich jetzt in weiten Volkskreisen die Erkenntnis verbreitet, wie leicht im Menschen die Grausamkeit geweckt wird. Denn wenn der Mensch weiß, welche niedrigen und gefährlichen Triebe in ihm schlummern, wird er nicht so blindlings seinen Neigungen folgen, sondern diese scharfer überwachen und sie mehr zu beherrschen trachten. Auch wird der Mensch, der die Grausamkeit der Menschennatur kennt, sich mehr be-

mühen, die Kinder von scheinbar harmlosen Handlungen, durch welche die Grausamkeit geweckt werden kann, zurückzuhalten.

Zu diesen Handlungen, die den meisten Menschen ganz harmlos scheinen, aber schon an sich ein schweres Unrecht sind und auch auf die moralische Entwicklung des Kindes den verderblichsten Einfluß ausüben, gehört vor allem das Insektenfangen, durch welches oft der Teufel im Menschen schon deutlich erkennbar wird. Viele Kinder können, solange ihnen noch nicht die Verwerflichkeit alles unnötigen Tötens vorgehalten worden ist, keine Blume und kein kleines Tier erblicken, ohne den lebhaften Wunsch zu fühlen, diese nicht nur in ihren Besitz zu bringen, sondern auch zu verletzen und zu zerstören. Alle Frühlingspracht kann viele Kinder nicht erfreuen, wenn sie nicht ihrem Zerstörungstrieb nachgeben können.

Die meisten Menschen schauen diesem Treiben der Kinder gedankenlos zu. Viele Eltern schenken ihren Kindern sogar Schmetterlingsnetze und andere Fanginstrumente, damit die Kleinen sich am Fangen, Quälen und Töten von Tieren ergötzen können. In manchen Schulen werden die Kinder sogar von den Lehrern aufgefordert und angeleitet, Insekten zu fangen und aufzuspannen. Die meisten Menschen erblicken eben in den Insekten überhaupt nicht leidensfähige Wesen oder halten die Leidensfähigkeit dieser winzigen Tierchen für so gering, daß nur beim Anblick einer besonders grausamen und boshaften Marterung

eines Insekts ein Gefühl des Mitleids und des Abscheus sich in ihnen regt.

Bei scharfer Beobachtung des Insektenlebens entdecken wir aber viele Tatsachen, die nur erklärlich sind, wenn wir diesen unscheinbaren Wesen erstaunliche geistige und seelische Fähigkeiten zuerkennen. Die staatlichen Einrichtungen der Bienen, der Ameisen usw.; die Klugheit, mit der sie ungewohnte Hindernisse, durch die der Mensch ihre Arbeit aufzuhalten sucht, die aber niemals die Natur ihnen bereitet — also Hindernisse, die sie nicht durch unbewußte, instinktive Handlungen überwinden können —, nach einigem Ueberlegen und Probieren zu beseitigen wissen; die Opferwilligkeit, mit der sie andern Tieren helfen, — alle diese und andere tausendfach zu beobachtende Tatsachen beweisen, daß diese kleinen und dem Menschen sehr unähnlichen Tiere Eigenschaften besitzen, welche die meisten Menschen nur den Wirbeltieren, viele sogar nur dem Menschen zusprechen. Nach diesen Tatsachen ist anzunehmen, daß auch ihre Leidensfähigkeit viel größer ist, als heute die meisten Menschen glauben. Wir dürfen die seelischen Fähigkeiten eines Tieres nicht nach seiner Körpergröße messen. Selbst wenn wir aber annehmen dürften, daß die Leidensfähigkeit der Insekten sehr gering sei, ja, wenn es unzweifelhaft wäre, daß die gewaltsame Tötung eines Insekts diesem nicht mehr Schmerz verursache, als uns ein Nadelstich, selbst dann wäre es ein Unrecht, ein solches Tier ohne Not zu töten. Jede unnötige Leidzufügung

ist ein Unrecht, jede Leidzufügung aus Zerstörungssucht oder aus Lust an der Qual Anderer teuflisch.

Manche Pädagogen behaupten allerdings, das Insektenfangen der Kinder sei nötig, damit diese zu scharfer Beobachtung der Natur angeregt werden und die Tiere aus eigener Anschauung kennen lernen. Diese Behauptung ist haltlos. Es gehört zu den traurigsten geistigen Verirrungen der Menschheit, daß sie sich für berechtigt hält, lediglich um ein Wesen zu erkennen dieses zu quälen. Es ist auch gar nicht möglich, den Kindern durch Tierquälerei irgend welche Kenntnisse beizubringen, die sie nicht ebenso gut durch unschuldige Mittel erlangen können. Alles was sie an den aufgespießten Tierkörpern sehen können, ist in zahlreichen Schulbüchern abgebildet und beschrieben worden und kann ihnen allenfalls auch an Insekten, die man gelegentlich tot auffindet, gezeigt werden. Die Lebensgewohnheiten und die geistigen und seelischen Fähigkeiten der Tiere kann man aber nicht an Tieren im Aquarium oder Terrarium, sondern nur an freilebenden Tieren kennen lernen. Denn in der Gefangenschaft ist das Tier in allen seinen Lebensäußerungen stark behindert, es muß sich den mehr oder weniger unnatürlichen Verhältnissen, in die der Mensch es gebracht hat, anpassen, es degeneriert, ist ängstlich und verliert seinen Lebensmut, weil es keine Freiheit genießt. Das Fangen, Einsperren und Töten von Tieren kann also nicht die Kenntnisse von dem Wesen der Tiere erweitern und vertiefen,

sondern es ist das sicherste Mittel, falsche Anschauungen von den Tieren zu erzeugen und das Verständnis für die lebendige Natur zu zerstören. Es gewöhnt den Menschen daran, die Natur als lebloses Spielzeug zu betrachten, während ins Innere der Natur nur der eindringt, der Wesen seinesgleichen in ihr wiederfindet. Ehrfurcht vor dem Leben in den Kindern zu wecken, sie fähig zu machen, die Leiden und Freuden der Tiere miterleben, sie zur Schonung und zur sorgsamsten Pflege von Tieren und Pflanzen anzuregen, das soll das wichtigste Ziel des naturkundlichen Unterrichtes sein. Beim Anblick jedes Schmetterlings, jeder Lerche soll das Kind einen seeligen Flug in den Himmel miterleben; aus jedem Vogelsang soll es die Liebe heraushören, die den kleinen Sänger zum Singen drängt; in dem tausendgestaltigen Leben in Wald und Feld, in Seen und Flüssen soll es wunderbare Geheimnisse erblicken und diese in ehrfürchtiger Scheu belauschen, aber nicht durch Morden und Quälen zu erforschen versuchen.

Wenn der naturkundliche Unterricht zu solcher Naturbetrachtung anregt, wird er den geistigen Horizont des Kindes, den Kreis dessen, woran es lebendigen Anteil nimmt, erweitern, die besten moralischen Regungen wecken und auch der ästhetischen Erziehung wertvolle Dienste leisten. Aller Genuß des Schönen entspringt der Liebe zu dem Betrachteten, und die ist nicht

nur Mitfreude, sondern auch Mitleid. Man kann daher nicht das Verständnis für die Schönheit der Natur wecken, indem man mordet oder quält.

Zu den höchsten Aufgaben der Erziehungskunst gehört es, in den Menschen die Gier nach dem Besitze dessen, was ihnen wohlgefällt, zu unterdrücken, sie fähig zu machen, sich auch an den Dingen zu erfreuen, die ihnen nicht gehören, über die sie nicht willkürlich verfügen können. Heute freuen sich die meisten Menschen über irgend eine schundige Nippsache, die nur sie ihr Eigennennen, mehr als über das schönste Denkmal, das der Allgemeinheit gehört; ein künstlerisch wertloses Bild in ihrer Stube bietet ihnen mehr Genuß als das wundervollste Bild in einer öffentlichen Gemäldesammlung. Eine Wiese voll der schönsten Blumen und Gräser entzückt sie weniger als eine einzelne Blume, die sie in ihren Händen halten, oder die in ihrem Garten steht; der Gesang Hunderter von Vögeln im Freien weniger als der eines Vogels im Käfig in ihrer Stube; und mancher Mensch fühlt sogar eine Qual beim Anblick eines Rehes, oder eines Vogels, wenn er sich nicht als den Herrn über Leben und Tod des Tieres zeigen, nicht das zerschossene Tier als Beute mit nach Hause nehmen kann. Man kann das menschliche Leben auf keine andere Weise mehr bereichern, als indem man den Menschen lehrt, die Gier nach persönlichem Besitz zu überwinden und alles Schöne, das sie sehen, als ihr Eigen zu betrachten, einerlei ob sie allein oder auch andere es genießen. Diese all-

umfassende, nur durch das Objekt selbst erregte, von den persönlichen Beziehungen des Betrachtenden zu dem Objekt unabhängige Liebe kann in den meisten Kindern geweckt werden, wenn wir sie darin üben, ein Vogelnest aus der Ferne zu belauschen ohne es zu berühren, einen Schmetterling zu beobachten ohne ihn zu erhaschen, eine Blume zu betrachten ohne sie abzureißen. Da wird das Kind eine viel tiefere Freude an der Natur erleben, als wenn es in seine Liebe das selbststüchtige Verlangen nach Besitz einschleichen läßt.

Auch die Neigung zum Beherrschen und Ausbeuten der Menschen, den Geiz, den Neid, die Eifersucht und andere Untugenden bekämpfen wir, wenn wir uns bemühen, die Kinder von der Besitzgier zu befreien.

Schon aus der bloßen Besitzgier und Herrschsucht kann sich leicht Grausamkeit entwickeln. Selbst wenn der Mensch anfänglich nur aus Lust am Besitz, oder aus gedankenloser Spielerei Tiere tötet, oder gefangen nimmt, wird in den meisten Fällen durch die Ausübung grausamer Handlungen bald auch die Lust an Grausamkeit geweckt werden. Gerade durch solche dem Täter selbst harmlos scheinende Handlungen werden am ehesten die unedlen Triebe wachgerufen. Ein Kind, das Schmetterlingen die Brust eindrückt, oder Käfer ertränkt, wird in der Regel das Töten bald nicht mehr bloß zu dem Zwecke ausüben, seine Insektenammlung zu vergrößern, sondern auch

an dem Töten selbst Lust empfinden. Freilich wird ihm meistens seine Grausamkeit gar nicht zum Bewußtsein kommen; meistens wird es sich einreden, das es die Tiere nur für seine Sammlung fange. Aber nicht selten können wir auch beobachten, daß Kinder bewußt ihrer Grausamkeit nachgeben, indem sie ohne einen andern Zweck als den, zu quälen und zu morden, alle kleinen Tiere, die sie erhaschen können, vernichten und sich auch nicht mit einer schnellen Tötung begnügen, sondern zu raffiniertem Martern übergehen. — Der von Schopenhauer und anderen bedeutenden Männern hochgeschätzte Jurist Ignaz Perner, ein Bahnbrecher der deutschen Tierschutzbewegung, sagt in seinem Buche „Die Hauptgebrechen der Erziehung“ (1858): „Wenn der Teufel die jetzige Generation nach seinem Plan zu erziehen gehabt hätte, welche Mittel hätte er sicherer für seinen Zweck wählen können als folgende: Die Kinder . . . darin zu üben, wie man gleichgültig Tiere tötet, ihnen Füße und Flügel ausreißt, sie lebend auf Nadeln spießt usw.“

Wer Kinder zu kleinen Teufeln machen will, würde ohne Zweifel am erfolgreichsten damit den Anfang machen, ihnen Netze zum Fangen von Schmetterlingen und Wassertieren, Nadeln zum Aufspießen usw. in die Hand zu geben.

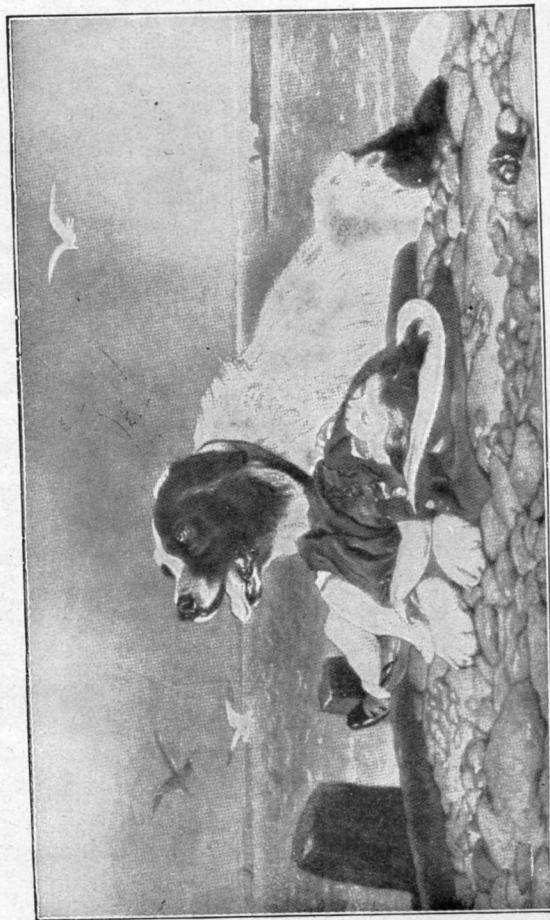
Aber nicht nur das Quälen, sondern auch das unnötige Töten eines Tieres ist ein Unrecht; und es ist immer auch eine Rohheit gegen das Kind, ihm zu gestatten, spielend zu töten.

Über die gegenseitige Hilfe und den Kampf ums Dasein in der Tierwelt

Aus dem Werk „Gegenseitige Hilfe“
von Peter Kropotkin.

Vorbemerkung:

Bisher haben die Naturforscher viel von einem wilden, erbarmungslosen Kampf in der Tierwelt, aber nur sehr wenig von der Hilfe, welche Tiere andern Tieren gewähren, erzählt. Seit dem Erscheinen der Hauptwerke Darwins ist sogar die Meinung weit verbreitet, daß die Entwicklung der Tiergattungen am meisten gefördert werde durch den „Kampf ums Dasein“, weil nur die tüchtigsten Individuen und die tüchtigsten Arten den Kampf überstehen könnten und dieser ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten vervollkommne. Gegen diese falsche Ansicht, die auch die ethischen Ansichten ungünstig beeinflusst hat, wendet sich das Werk des russischen Anarchisten Fürst Peter Kropotkin: „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt“. In dem ersten Teil dieses Werkes begründet Kropotkin eingehend durch Anführung zahlreicher wenig bekannter Tatsachen aus dem Tierleben die Ansicht, daß nicht der Kampf ums Dasein, sondern die gegenseitige Hilfe „der wichtigste Faktor der Ent-



Von Edwin Landseer.

Gerettet.

wicklung“ in der Tierwelt ist; und im zweiten Teil zeigt er, daß auch die Menschheit nicht durch die verschiedenen Arten des Kampfes, insbesondere nicht durch den Krieg und die Konkurrenz, sondern durch gemeinsame Arbeit und gegenseitige Hilfe ihr Wohl am besten fördern kann. Die meisten Tiere werden viel weniger durch Angriffe anderer Tiere bedroht als durch widrige Verhältnisse, zu deren Beseitigung die Tiere in den meisten Fällen nicht gegeneinander kämpfen, sondern im Gegenteil sich zu gemeinsamem Handeln vereinigen müssen. Kropotkin weist nach, daß die Ansicht der Naturforscher, welche das Tierleben so darstellen, „als ob in der Tierwelt nichts zu sehen wäre als Raubtiere, die ihre blutigen Zähne in das Fleisch ihrer Opfer bohren“, so falsch ist wie die jener Geschichtsforscher, die so reden, „als ob das ganze menschliche Leben von Anfang bis zu Ende nichts als Kriegsgemetzel wäre“ (Seite 36). Die Zahl der fleischfressenden Säugetiere nennt Kropotkin winzig im Verhältnis zu der Menge der sich von Pflanzen nährenden. Nicht diejenigen Tiere haben sich am höchsten entwickelt und leben am glücklichsten und sichersten, die den schärfsten Kampf führen, sondern diejenigen, die es am besten verstehen, den Kampf zu vermeiden, besonders durch gegenseitige Hilfe und gemeinsames Handeln, sowie auch durch Auswanderung, Winterschlaf usw.

Wenn die in dem genannten Werk von Kropotkin angeführten Tatsachen in weiten Kreisen bekannt würden, so würde ein schweres Hemmnis der

sittlichen Entwicklung der Menschheit beseitigt werden; denn solange die Menschen glauben, daß in der Natur nur ein rücksichtsloser „Kampf Aller gegen Alle“ herrsche, werden sie dazu neigen, alle Regungen der Liebe, des Mitleids und der Gerechtigkeit in sich zu unterdrücken, weil sie glauben, daß auch sie selber durch ein Naturgesetz genötigt seien, rücksichtslos Menschen und Tiere zu schädigen oder zu vernichten, um nicht selber die Beute anderer zu werden.*) Auch das Aufkeimen der Liebe zu den Tieren wird in vielen Menschen gehemmt durch den Glauben, daß das Tier keiner sittlichen Regungen fähig sei, sondern nur egoistischen, oder gar grausamen Trieben folge.

Daß die Feststellung, daß Tiere verschiedener Gattungen einander uneigennützig helfen, einen heilsamen Einfluß auf die ganze Weltanschauung der Menschen ausüben würde, das hat auch Goethe eingesehen. Am 8. Oktober 1827 erzählte ihm Eckermann, daß er beobachtet habe, wie eine Grasmücke mehrere aus dem Nest genommene junge Vögel anderer Gattungen gleich ihren eigenen Jungen fütterte, und wie ein Rotkehlchen-Paar zwei junge Zaunkönige, die ihre Eltern verloren hatten, aufzogen. Darauf rief Goethe: „Da stehen wir allerdings vor etwas Göttlichem, das mich in freudiges Erstaunen setzt.“

*) Siehe die Abhandlungen „Tier- und Menschenmord“ von Magnus Schwantje und „Die Reform des naturkundlichen Unterrichtes“ von Eugenie Liebig. (Beide Schriften im Verlag des Bundes für radikale Ethik, e. V., Berlin W 15.)

Wäre es wirklich, daß dieses Füttern eines Fremden als etwas Allgemein-Gesetzliches durch die Natur ginge, so wäre damit manches Rätsel gelöst. . . . Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten. Das ist es, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der . . . schon im Tiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edlen Menschen zur schönsten Blüte kommt.“ (Siehe Eckermanns „Gespräche mit Goethe“, 3. Teil.)

Magnus Schwantje.

Die folgenden Auszüge aus Kropotkins Werk „Gegenseitige Hilfe“ (übersetzt von Gustav Landauer; Verlag von Theodor Thomas, Leipzig) sind dem Schluß des ersten Teils entnommen.

Das Gesellschaftsleben in der Tierwelt ist keine Ausnahme; es ist die Regel, ja, das Naturgesetz; und es erreicht seine höchste Stufe bei den höheren Wirbeltieren. . . . Je mehr wir die Stufenleiter der Entwicklung hinangehen, umso mehr sehen wir, wie die Vereinigung eine bewußte wird. Sie verliert ihren bloß physischen Charakter, sie erfolgt nicht bloß instinktiv, sie wird überlegt. . . . Sie nimmt auch höhere Formen an, unter denen dem Individuum mehr Unabhängigkeit gesichert ist, ohne daß es der Wohltaten des geselligen Lebens beraubt würde. Bei den meisten Nagetieren hat das einzelne Tier seine eigene Wohnung, in die es sich zurückziehen kann, wenn es allein sein will; aber

die Wohnungen sind zu Dörfern vereinigt, sodaß allen Bewohnern der Nutzen und die Freuden des sozialen Lebens zugute kommen. . . . Hier ist die Vereinigung nicht, wie es bei den Ameisen und Bienen der Fall ist, schon durch den Körperbau der Tiere aufgezwungen; sondern sie wird mit Bewußtsein um des Nutzens der gegenseitigen Hilfe willen oder wegen der Genüsse, die das gesellige Leben gewährt, gepflegt.

Die Gesellschaft ist nicht vom Menschen gegründet worden; sie ist älter als der Mensch.

*

Geselligkeit, das heißt: das Bedürfnis des Tieres, sich mit Seinesgleichen zu vereinigen, die Liebe zur Gesellschaft um der Gesellschaft willen, vereinigt mit der „Lebensfreude“, zieht erst jetzt die ihr gebührende Aufmerksamkeit der Zoologen auf sich. Wir wissen jetzt, daß alle Tiere, von den Ameisen bis zu den Vögeln und den höchsten Säugetieren, es lieben zu spielen, mit einander zu balgen, hinter einander herzurrennen, einander zu haschen, zu necken usw. Und während manche Spiele sozusagen für die Jungen eine Vorschule für das richtige Benehmen im reiferen Lebensalter sind, gibt es wieder andere, die, abgesehen von ihren nützlichen Zwecken, zugleich mit Tanzen und Singen bloße Aeußerungen überschüssiger Kraft sind, — der „Lebensfreude“, und ein Wunsch, auf eine oder die andere Weise mit andern Individuen derselben oder einer anderen Art zu verkehren, kurz, recht eigentlich eine Aeußerung der

Liebe zur Geselligkeit, die ein Charakterzug der gesamten Tierwelt ist. Ob es ein Gefühl der Furcht ist, etwa beim Nahen eines Raubvogels, oder ein Strahl des Glückes, wenn die Tiere sich gesund und vor allem jung fühlen, oder bloß das Bedürfnis, einem Ueberschuß des Empfindens und der Lebenskraft Luft zu machen, — das Bedürfnis, Gefühle mitzuteilen, zu spielen, zu schwatzen oder einfach sich an der Gegenwart befreundeter Wesen zu erfreuen, erfüllt die ganze Natur und ist ebenso wie irgend eine physiologische Funktion ein notwendiger Bestandteil des Lebens und des Bewußtseins.

Das gesellige Leben setzt die schwächsten Insekten, Vögel und Säugetiere in stand, den gefährlichen Vögeln und Raubtieren Widerstand zu leisten, oder sich vor ihnen zu schützen; es verschafft langes Leben; es ermöglicht, die Nachkommen mit dem geringsten Kraftaufwand aufzuziehen und ihre Zahl ungeachtet sehr langsam auf einander folgender Geburten zu behaupten; es befähigt die Herdentiere, sich auf die Wanderschaft zu begeben, um neue Wohnplätze zu suchen. Daher behaupten wir, obwohl wir einsehen, daß Kraft, Schnelligkeit, Schutzfarben, List, Ausdauer im Ertragen von Hunger und Kälte Eigenschaften sind, die in bestimmten Fällen die Individuen oder die Arten zu den geeignetsten machen, daß in allen Fällen die Geselligkeit ein großer Vorteil im Kampf ums Dasein ist. . . . Die höchsten Wirbeltiere, besonders der Mensch, liefern den besten Beweis für diese Behauptung.

Was die Gabe des Intellektes angeht, so wird jeder Darwinist, ebenso wie er mit Darwin erklärt, daß er die mächtigste Waffe im Kampf ums Dasein und der mächtigste Faktor der weiteren Entwicklung ist, zugeben, daß die Intelligenz eine eminent soziale Eigenschaft ist. Sprache, Nachahmung und Ansammlung von Erfahrung tragen am meisten bei zum Anwachsen der Intelligenz; sie aber muß das ungesellig lebende Tier entbehren. Die „geeignetsten“, das heißt: die im Kampf gegen alle widrigen Umstände am besten gerüsteten Tiere sind also die gesellig lebenden; und die Geselligkeit erscheint als der Hauptfaktor der Entwicklung, sowohl direkt dadurch, daß das Wohlergehen der Art mit möglichst geringem Kraftaufwand gesichert wird, wie indirekt dadurch, daß die Entwicklung des Verstandes begünstigt wird.

Ferner ist klar, daß das Gesellschaftsleben völlig unmöglich wäre, wenn ihm nicht eine Entwicklung der sozialen Gefühle und hauptsächlich eines gewissen Kollektivsinnes für Gerechtigkeit, der mehr und mehr zur Gewohnheit wird, entspräche. Wenn jedes Individuum fortwährend seine persönlichen Vorteile ausnützte, ohne daß die andern zugunsten des Geschädigten Einspruch erheben, wäre kein Gesellschaftsleben möglich. Das Gefühl für Gerechtigkeit entwickelt sich mehr oder minder bei allen Herdentieren. Die Entfernung, aus der die Schwalben oder die Kraniche heimkehren, mag noch so groß sein, alle kehren sie zu dem Nest zurück, das sie im letzten Jahre

gebaut oder ausgeflickt haben. Wenn ein fauler Sperling die Absicht hat, das Nest, das ein Genosse baut, sich anzueignen, oder auch nur ein paar Strohhalme daraus stiehlt, dann wendet sich die Gruppe gegen den faulen Genossen; und es ist klar, daß keine Nestgenossenschaften von Vögeln existieren könnten, wenn eine solche Einmischung nicht die Regel wäre. Getrennte Gruppen von Pinguinen haben getrennte Ruheplätze und getrennte Fischplätze und führen keinen Kampf um sie. Die Viehherden in Australien haben besondere Stellen, zu denen jede Gruppe zur Nacht zurückkehrt und von denen keine je abgeht; usw. . . . Geselligkeit setzt so dem körperlichen Kampf eine Schranke und schafft Raum für die Entwicklung besseren moralischen Fühlens. . . . Wenn wir die wirklich rührenden Tatsachen gegenseitiger Anhänglichkeit und des Mitgefühls beiseite lassen, die über unsere Haustiere und über in Gefangenschaft gehaltene Tiere berichtet werden, so haben wir eine Reihe gut bezugter Tatsachen über das Mitgefühl der wilden Tiere in der Freiheit. . . . Kapitän Stansbury sah, wie Darwin berichtet, einen blinden Pelikan, der von allen Pelikanen mit Fischen gefüttert und sogar gut gefüttert wurde, die aus einer Entfernung von 30 Meilen hergeholt werden mußten. Als eine Herde Vicunhas von Jägern hitzig verfolgt wurde, sah H. A. Weddell mehr als einmal während seiner Reise nach Bolivia und Peru, wie die starken Männchen den Rückzug der Herde deckten und im Hintergrunde langsam gingen, um den Rück-

zug zu sichern. Tatsachen, die das Mitgefühl von Tieren mit verwundeten Genossen bekunden, werden regelmäßig von allen Zoologen, die in freier Natur forschen, berichtet. Solche Tatsachen sind ganz natürlich. Das Mitleid ist ein notwendiges Produkt sozialen Lebens. Aber Mitleid bedeutet auch einen beträchtlichen Fortschritt der allgemeinen Intelligenz und Empfindungsfähigkeit. Es ist der erste Schritt zur Entwicklung der höheren sozialen Gefühle. Es ist wiederum ein mächtiger Faktor zur weiteren Entwicklung.

*

Kein Naturforscher wird freilich bezweifeln, daß die Lehre von einem Kampf ums Dasein, durch die ganze organische Natur durchgeführt, die größte Synthese des 19. Jahrhunderts ist. Das Leben ist Kampf; und in diesem Kampf überlebt der Geeignetste. Aber die Antworten auf die Fragen: „Mit welchen Waffen wird dieser Kampf hauptsächlich geführt?“ und „Wer sind die Geeignetsten in diesem Kampf?“ werden stark von einander verschieden sein, je nachdem die zwei verschiedenen Formen des Kampfes betont werden: der direkte, der um Nahrung und Sicherheit zwischen getrennten Individuen geführt wird, und der andere Kampf, . . . der, sehr oft gemeinsam, gegen feindliche Umstände geführt wird. . . .

*

Glücklicherweise ist weder im Tierreich noch in der Menschheit die Konkurrenz die Regel. Sie ist

bei den Tieren auf Ausnahmezeiten beschränkt; und die natürliche Auslese findet bessere Gelegenheiten zur Wirksamkeit. Bessere Zustände werden geschaffen, indem die Konkurrenz überwunden wird durch die gegenseitige Hilfe. In dem großen Kampf ums Dasein sucht die natürliche Auslese fortwährend die Wege aus, auf denen sich die Konkurrenz so viel wie möglich vermeiden läßt. . .

„Streitet nicht! Streit und Konkurrenz ist der Art immer schädlich; und ihr habt reichlich die Mittel, sie zu vermeiden.“ Das ist die Tendenz der Natur, die zwar nicht immer verwirklicht wird, aber immer wirksam ist. Das ist die Parole, die aus dem Busch, dem Wald, dem Fluß, dem Ozean zu uns kommt. „Daher vereinigt euch, übt gegenseitige Hilfe! Das ist das sicherste Mittel, um allen und jedem die größte Sicherheit, die beste Garantie der Existenz und des Fortschrittes zu geben, körperlich, geistig und moralisch.“ Das ist es, was die Natur uns lehrt; und das ist es, was alle die Tiere, die die höchste Stufe in ihren Klassen erreicht haben, getan haben. Das ist es auch, was der Mensch — der primitivste Mensch — getan hat; und darum hat der Mensch die Stufe erreicht, auf der wir heute stehen.

Von der Tiere Liebe, Treue und Klugheit

Kurze Geschichten.

Tod von Tieren aus Gram.

In einem Brief an die Herausgeberin der Zeitschrift „L'Ami des Bêtes“ („Der Tierfreund“) schrieb Emile Zola über die Zeit, in der er nach England floh, weil er wegen seines Eintretens für den unschuldig verurteilten Dreyfus von den Nationalisten mit der Ermordung bedroht wurde:

„Eine der grausamsten Stunden in der schrecklichen Zeit, die ich durchgemacht habe, war diejenige, in der ich erfuhr, daß der treue Gefährte, der mich neun Jahre lang nicht verlassen hatte, plötzlich, fern von mir, gestorben war. An dem Abend, an dem ich in die Verbannung gehen mußte, kehrte ich nicht in mein Haus zurück, und ich kann mich auch nicht erinnern, ob ich am Morgen, bevor ich wegging, meinen kleinen Hund in meine Arme genommen habe, um ihn zu küssen, wie ich gewohnt war. Meine Frau schrieb mir, daß er seine Munterkeit verlor, daß er ihr auf Schritt und Tritt nachfolgte, mit einem Ausdruck unendlicher Traurigkeit. Und dann ist er gestor-

ben, wie vom Blitz getroffen. Es war mir, als hätte meine Abreise ihn getötet, und ich habe darüber geweint wie ein Kind. Noch jetzt ist es mir unmöglich, an ihn zu denken, ohne bis zu Tränen gerührt zu werden. Und von all den Opfern, die ich gebracht habe, war der Tod meines Hundes eines der schwersten.“

Höchst wahrscheinlich ist Zolas Hund aus Gram um die Trennung von seinem menschlichen Freund und aus Angst und Sorge um ihn gestorben. Es ist bekannt, daß viele Hunde den Tod eines geliebten Menschen nur um wenige Tage oder Stunden überleben. Aber nicht nur Hunde, sondern auch viele andere Tiere, zum Beispiel Katzen, Pferde und Vögel, grämen sich in kurzer Zeit zu Tode, wenn sie einen befreundeten Menschen, oder ein befreundetes Tier haben sterben sehen, oder von ihm getrennt worden sind. Schopenhauer nennt diesen Liebestod ein Zeichen einer Treue, „wie sie beim Menschengeschlechte nicht gefunden“ werde. Das ist nicht ganz richtig. Es gibt auch Menschen, die andere Menschen so sehr lieben, daß sie ohne sie nicht leben können und bald nach ihrem Tode aus Gram und Sehnsucht sterben. Bei den Tieren beobachten wir diese Wirkung des Grames um den Tod eines Andern aber viel öfter als bei den Menschen. Freilich würden wohl auch eine größere Anzahl Menschen aus Gram sterben, wenn sich ihnen nicht eine größere Menge von Vorstellungen aufdrängten, die ihre Todessehnsucht mildern, als den Tieren: wenn sie nicht durch die Liebe zu andern Menschen, durch die

Gedanken an ihre Pflicht, an eine wichtige Lebensaufgabe usw. an das Leben gekettet würden und dadurch die Kraft erhielten, das Leben noch länger zu ertragen. Aber die meisten Menschen können doch, auch wenn sie durch gar keine andere Liebesbande und durch keine Aufgaben an das Leben gefesselt werden, überhaupt niemals einen so tiefen seelischen Schmerz fühlen, daß ihr körperliches Wohl dadurch merklich geschädigt wird. — Manche Leute glauben, daß jene Tiere infolge des Grams nicht mehr essen möchten und daher verhungerten. Der Hungertod tritt aber erst nach vielen Tagen, manchmal erst nach mehreren Wochen ein, der Tod jener Tiere aber schon nach wenigen Tagen oder Stunden. Also nur die Vorstellung, von dem geliebten Wesen nun lebenslänglich getrennt zu sein, erfüllt sie mit einem gar nicht erträglichen Schmerz. Das beweist eine ungeheure Leidensfähigkeit. Wenn wir uns vorzustellen versuchen, welcher Schmerz das sein muß, der die zähe Lebenskraft dieser Tiere so schnell vollständig aufreibt, dann müssen wir einsehen, daß in diesen Tierseelen Geheimnisse verborgen sind, an die wir nur mit Ehrfurcht denken dürfen. Wir müssen ein Wesen nicht vornehmlich nach dem Grade seiner Vernunft, sondern vornehmlich nach dem seiner Liebe schätzen. Der Liebe sind diese Tiere aber doch in einem Grade fähig wie nur sehr wenige Menschen.

*

Treue eines Pferdes.

Ein Goldminenbesitzer namens Robert Munson wurde vor einigen Tagen in seinem Blockhaus tot aufgefunden, das etwa zwölf amerikanische Meilen von Sierra entfernt liegt. Das Pferd des Minenbesitzers befand sich zur Zeit auf der Weide und ließ sich durch nichts in seinem Vergnügen stören. Nachdem aber am nächsten Tage die Leiche des Minenbesitzers aus dem Blockhaus entfernt war, versuchte man vergebens, das betreffende Tier einzufangen. Es biß nach jedem, der ihm nahe zu kommen suchte, und schlug um sich; jeder Versuch, das Pferd in den Stall zu bringen, schlug fehl. — Vergebens suchte man kurz darauf das Pferd, es war und blieb verschwunden. — Nach etwa 10 Tagen fand man das Tier tot am Grabe seines Herrn — abgemagert wie ein Skelett — das Tier war buchstäblich am Grabe seines Herrn verhungert.

(„Daily America“.)

*

Rührende Treue eines Hundes.

Wiener Zeitungen berichteten am Ende des Jahres 1902: Neulich vernahmen im Walde nächst der Urlauberkapelle auf dem Liechtenstein mehrere Touristen das Winseln eines Hundes. Da der Hund trotz mehrmaligem Pfeifen nicht hervorkam, sondern laut zu bellen anfang, begaben sich die Touristen auf die Suche nach ihm. Als sie etwa hundert Schritte weit in den Wald gegan-

gen waren, entdeckten sie das Tier unter einem Baume. Es war ein großer Hund, der, wie man auf den ersten Blick erkannte, total erschöpft war; er konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Näher forschend, fanden die Touristen die Leiche eines Mannes; sie hing hoch oben an einem Ast des Baumes, unter welchem der Hund lag. Die Gendarmerie, sowie das Bürgermeisteramt wurden verständigt. Der Arzt konstatierte, daß die Leiche schon einige Tage an dem Baum gehangen hatte. Der Hund, dessen Herr wahrscheinlich der Selbstmörder war, hatte sich seit dem Tode seines Herrn nicht von der Stelle gerührt und weder Futter noch Wasser zu sich genommen. Er wäre jedenfalls, hätte man ihn nicht entdeckt, an dieser Stelle jämmerlich zugrunde gegangen. Die Leiche wurde in die Totenkammer gebracht, während den Hund ein mitleidiger Mann übernahm.

*

Der Hund als Lebensretter.

Der Tierarzt Kern von Sobernheim stürzte im Jahre 1903 auf dem Heimwege von seinem Rade und blieb bewußtlos liegen. Ohne seinen Hund wäre er in der eiskalten Nacht erfroren; aber der Hund legte sich auf seinen Herrn und gab ihm somit die nötige Erwärmung. Endlich, in stiller Nacht, hörte das Tier Schritte. Ein Mann ging nach dem Nachbardorfe, ohne die Unfallstätte zu berühren. Der Hund lief an den Kreuzweg und suchte durch Winseln, angstvolles Klagen, eifriges

Zurück- und Herzulaufen den Mann zum Mitgehen zu bewegen. Immer seine Versuche erneuernd, ließ er sich durch wiederholtes Fortjagen nicht verdrießen. Endlich ging der Mann mit und fand den Unglücklichen, der nun nach dem nahen Dorf gebracht wurde.

In ähnlicher Weise haben bekanntlich die Hunde des Hospizes am Großen Sankt Bernhard in der Schweiz zahlreiche Menschen gerettet, die sich in den Bergen verirrt hatten und dort im Schnee erfroren wären, wenn nicht die Hunde sie gefunden hätten. Sie pflegten sich zunächst auf die erstarrten Menschenleiber zu legen, um sie wieder zu erwärmen. Wenn die Menschen sich ein wenig erholt hatten, holten die Tiere aus dem Hospiz Hilfe herbei.

Viele große Hunde bemühen sich, wenn sie einen Menschen in Lebensgefahr im Wasser sehen, ihn herauszuziehen und schrecken dabei auch nicht vor einer Gefährdung ihres eigenen Lebens zurück. Kleine Hunde, denen die Kraft zu einer solchen Tat fehlt, pflegen Menschen herbeizurufen, damit sie die rettende Handlung ausführen.

Solche Lebensrettungen vollbringen viele Hunde aus eigenem Antriebe, ohne von Menschen dazu abgerichtet zu sein. Auch ihnen ganz unbekannt Menschen leisten viele Hunde mit großer Anstrengung solche Liebesdienste.

*

Feindesliebe eines Hundes.

Im Donaghaden, in der Grafschaft Down in Irland, lebten zwei Hunde, ein Fleischerhund und ein Neufundländer, beide an und für sich brave, gute Kerle, aber spinnefeind, sodaß es jedesmal zu einer Beißerei kam, wenn sie einander begegneten. Bei einer derartigen, besonders heftigen und langwierigen Rauferei vergaßen sie Zeit und Ort und kollerten den hohen, steilen Hafendamm hinab ins Meer. Das kühlte ihre Kampfeshitze freilich ab, sie ließen sich los und jeder suchte das Land schwimmend zu erreichen. Der Neufundländer, wie alle seine Artgenossen ein Schwimmer ersten Ranges, hatte das besteigbare Ufer bald erreicht, sein Fell geschüttelt und sah nach seinem Gegner aus. Dieser, des Schwimmens ungewohnt und wenig dazu geeignet, war mit seiner Kraft zu Ende, aber noch ein gutes Stück von einem sicheren Landungsplatze entfernt und augenscheinlich im Begriffe unterzugehen und zu ertrinken. Da wurde der Neufundländer von ritterlichem Mitgefühl ergriffen, er vergaß die alte Feindschaft und den jüngsten Kampf, sprang zurück ins Meer, ergriff seinen Gegner beim Halsband und brachte ihn glücklich ans Land. Die Dankbarkeit des Fleischerhundes gegen seinen Lebensretter war unbeschreiblich rührend, und von da an waren beide Hunde ein Herz und eine Seele.

[„Zwinger und Feld“]

Der englische Dichter Walter Scott erzählte eine sehr ähnliche Geschichte von zwei Hunden, die er



Treu bis zum Tod.
Nach einer Photographie.

selber besaß. Es wird oft beobachtet, daß eines von zwei Tieren, die bisher in *grimmiger Feindschaft* mit einander lebten, dem andern in der opfermutigsten Weise hilft, sobald dieses krank geworden oder in Gefahr geraten ist, und daß, wenn erst einmal das Mitleid das Gefühl der Feindschaft besiegt hat, zwischen den beiden Tieren lebenslängliche enge Freundschaft bestehen bleibt. Schopenhauer sagt: wenn Haß und Verachtung gegen einen Menschen in uns aufsteigen, dann sollten wir bedenken, daß dieser Mensch ebenfalls ein leidendes Wesen ist; denn da werde man „sich stets mit ihm verwandt fühlen, mit ihm sympathisieren“. Und in der „Grundlage der Moral“ sagt er, daß das Mitleid den Zorn in Liebe verwandelt. — Darin gleichen einander die psychische Natur des Menschen und die des Tieres.

*

Eine liebevolle und kluge Hundemutter.

Ein Gutsbesitzer in der Nähe von Zeitz besaß eine Hündin, deren er sich aus bestimmten Gründen zu entledigen versuchte. Er hatte regelmäßige Lieferungen nach Gera zu machen, und bei einer solchen Gelegenheit nahm er die Hündin mit, um sie Bekannten in Gera zu schenken. Drei Tage nach seiner Heimkehr kratzte und winselte es am Hoftor. Man öffnete, und vor der Pforte stand abgehetzt, abgemagert und mit keuchenden

Flanken die in Gera zurückgelassene Juno, in der Schnauze ein Junges haltend, das sie niederlegte, wonach sie sofort wieder verschwand. Nach einer halben Stunde erschien Juno wieder mit einem zweiten Jungen, und das wiederholte sich noch einmal. Durch Nachfragen wurde festgestellt, daß die Hündin sich in Gera bald befreit und den Rückweg nach der alten Heimat angetreten hatte. Unterwegs hatte sie geboren und dann immer ein Junges eine Strecke weit getragen, war darauf zurückgelaufen, um nach und nach die übrigen Jungen heranzuholen, und hatte auf diese Weise den langen Weg, der durch das beschwerliche Hin- und Herlaufen auf das Fünffache verlängert wurde, in drei Tagen und Nächten zurückgelegt. Ein Chausseewärter hatte das Tier eine Zeit lang beobachtet, wie es die Jungen heranschleppte. Von einem Verschenken des treuen Tieres war nun nicht mehr die Rede; es dauerte aber Tage, ehe sich die pflichttreue Hundemutter von den unerhörten Mühsalen erholt hatte.

(„Berliner Lokal-Anzeiger“ v. 15. 9. 1903.)

Viele Leute behaupten, eine solche aus Mutterliebe ausgeführte Handlung eines Tieres erfolge aus dem unbewußten Instinkt, der das Tier anleite, Handlungen zur Erhaltung der Gattung auszuführen; weder Klugheit noch moralische Triebe würden durch solche Handlungen bekundet. Mit dem unbewußten Instinkt kann man diese Handlung aber nicht erklären. Der Instinkt kann Tiere

und Menschen nur zu Handlungen anleiten, die unter normalen natürlichen Verhältnissen zweckmäßig sind, aber nicht zu solchen, die, wie diese Handlung des Hundes, den besonderen Verhältnissen eines einzelnen Falles angepaßt sind. Daß der Hund die Jungen einzeln in kurzen Strecken zurücktrug, das zeugt sogar von einer Klugheit, wie sie in solchen Fällen nur wenige Menschen zeigen. Wenn man einen Dienstmann auffordert, 10 Pakete, von denen er nur eins mit beiden Händen tragen kann, zu einem weit entfernten Ort zu bringen, so wird er sehr wahrscheinlich erstaunt antworten, er könne doch nur eines, aber nicht alle 10 Pakete tragen. Und wenn man ihm antwortet, er könne ja die Pakete einzeln fortbringen, so wird er erstaunt erwidern: wenn er ein Paket wegtrüge, so könnten doch während seiner Abwesenheit die anderen Pakete gestohlen werden. Darauf, daß er ohne Zeitverlust die Pakete einzeln hintragen kann, ohne die zurückgelassenen aus dem Auge zu verlieren, indem er nämlich jedes einzelne Paket nur einige Meter weit trägt und dann zu den anderen Paketen zurückgeht, um ein anderes Paket einige Meter weit zu tragen und so fort, — auf diesen schlaun Gedanken werden wohl nur wenige Menschen sogleich verfallen. Der Hund aber ist sogleich so klug gewesen, so zu handeln. Wenn er bloß von einem unbewußten Naturtrieb, vom Instinkt, geleitet worden wäre, wenn er nicht die Folgen seiner Handlungsweise vorher genau überlegt hätte, so wäre er gleich mit dem ersten Hund, bis nach Zeit

zurückgelaufen. Das hat er aber nicht getan. Er hat überlegt: wenn er die anderen Hunde auf der Straße allein ließe, so könnten sie sich während seiner Abwesenheit verlaufen, oder sie könnten von Menschen fortgetragen, oder von Raubtieren verschleppt oder getötet werden. Deshalb trug er sie einzeln nur kurze Strecken weit zurück, um sie nicht aus dem Auge zu verlieren. Das Tier hat also unstreitig Besonnenheit gezeigt und sich nicht nur von den unmittelbar gegenwärtigen Eindrücken leiten lassen. Doppelt hoch müssen wir den Grad seiner Besonnenheit schätzen, weil es sich in großer Angst und Aufregung befand. Wie besinnungslos pflegen die Menschen in solcher Angst und Aufregung zu handeln!

(Aus „Schopenhauer's Ansichten von der Tierseele und vom Tierschutz“ von Magnus Schwantje.)

*

Aufzucht fremder Kinder.

Das Elternpaar von einigen jungen Gartenrotschwänzchen war, nachdem die Jungen bereits aus dem Neste geflogen waren, verunglückt. Das Männchen fand man angeschossen und flüggellahm, während das Weibchen überhaupt nicht wieder sichtbar wurde. Das lahme Tierchen war nun nicht mehr imstande, seinen noch sehr unbeholfenen Sprößlingen Atzung zuzutragen. Es hielt sich in der Nähe auf, flatterte unruhig hin und her und schien ängstlich zu sein. Die laute Klage hatte einen unerwarteten Erfolg, denn es dauerte nicht lange, so kam ein Schwalbenpärchen

herbei und flog eine Zeit lang zwischen den hilfsbedürftigen Tierchen hin und her, bis sie die Lage erkannt hatten, worauf sie abwechselnd fortfliegen und mit Atzung zurückkehrten. Diese Fürsorge setzten sie etwa 14 Tage lang fort, bis die jungen Rotschwänzchen sich ihr Futter selbst holen konnten. Aber auch des alten Rotschwänzchens nahmen sich die Schwalben an, indem sie ihm Nahrung zutrugten.

(„Jenaische Zeitung“.)

*

Ein Hund als Kükenmutter.

In unserem Hühnerhofe hatte eine Henne sechs Küklein ausgebrütet, welche sie jedoch nur einige Tage führte und beschützte, dann aber gegen die Gewohnheit des Hühnergeschlechts treulos verließ. Man legte die kleinen Geschöpfe in ein Körbchen auf Heu, nährte sie, trug sie bei Tag an die Sonne und des Abends an einen warmen Ort in der Küche. Belline, ein Dachshündchen von nicht ganz reiner Rasse, beobachtete die kleinen Wesen aufmerksam und fühlte sich, ohne irgend welche menschliche Intervention, zu ihrem Wächter an Stelle der treulosen Mutter berufen. Wenn die Hühnchen auf einem sonnigen Rasenplatz hin- und hertrippelten, lag Belline bei ihnen und beobachtete sie beständig. Wagte sich eines zu weit weg, so holte sie es und trug es in der Schnauze auf den Platz zurück. Wenn sie abends in der Küche nach Hühnerart auf eine erhöhte Stelle flatterten, um da zu nächtigen, so war

Belline in Aengsten, langte eines nach dem andern herunter und trug sie in das Körbchen, blieb auch dabei liegen, bis es dunkelte. Am frühen Morgen bezog sie die Wache aufs neue. Eines Abends glaubte Belline die Pfleglinge besonders gut betten zu müssen, nahm eines nach dem andern, trug sie durch ein offenstehendes Fenster in ein Zimmer ebener Erde und legte die ganze 'Gesellschaft' in ein dort befindliches Bett. Als nach kurzer Zeit die Hühnchen selbständig genug waren, um in den Hühnerhof versetzt zu werden, legte sich Belline noch lange täglich an das Gitter und sah wehmütig auf ihre früheren Schützlinge, welche des treuen Hüters nicht mehr bedurften und rücksichtslos ihre eigenen Wege gingen.

Dr. Amsler sen. in Wildegg.
(„Mitteilungen der Aarg. Naturforsch. Gesellschaft“.)

*

Eine Katze, die auch nach drei Tage
langem Hungern keinen Vogel fing.

Dr. Kurt Floericke, einer der bekanntesten deutschen Vogelkundigen, erzählte folgendes in einer Diskussion auf dem Internationalen Tier-schutz- und Antivivisektions-Kongreß in Zürich, im August 1912:

Ein Ornithologe hatte in seiner Wohnung eine Vogelstube eingerichtet. Er besaß auch eine Katze, die er so erzogen hatte, daß sie den Vögeln kein Leid tat. Sie schien sogar Freundschaft für sie zu fühlen. Als der Gelehrte einst eine Reise

von drei Tagen antreten wollte, stellte er in die Vogelstube genügend Futter für mehrere Tage und schloß die Stube ab. Die Katze sollte während seiner Reise von befreundeten Nachbarn gepflegt werden, bei denen sie sich oft aufhielt. Während seiner Abwesenheit wurde die Wohnung von keinem Menschen betreten. Als er nach drei Tagen heimkam und die Vogelstube öffnete, sah er zu seinem Schrecken die Katze in ihr. Sie war also, als er vor der Abreise die Vögel mit Futter versorgte, in die Stube gegangen; ihr Herr aber hatte sie nicht gesehen und glaubte, daß sie wieder bei den Nachbarn sei; daher schloß er die Vogelstube ab. Voll Angst zählte er nun „die Häupter seiner Lieben“ und stellte zu seinem freudigen Erstaunen fest, daß nicht eines fehlte. Alle Vögel waren unverletzt, gesund und munter. Die Katze hatte also drei Tage lang großen Hunger ausgehalten, aber keinen ihrer gefiederten Freunde angegriffen, obwohl es ihr leicht gewesen wäre, alle zu fangen. Allerdings fehlt es in einer Vogelstube der vielen Futterreste wegen leider nie ganz an Mäusen, von denen Mieze wohl die eine oder die andere erbeutet haben wird.

*

Freundschaft zwischen einer Katze und
einem Vogel.

Als Knabe von 12 bis 13 Jahren kam ich in den Besitz eines Eichelhäher oder Herrenvogels, des Papageis der deutschen Wälder. Derselbe machte mir viel Freude durch sein schönes Gefieder und

sein drolliges Wesen. Bald hörte er auf den Namen Jakob und war vertraut im Hause. Eine große Sorge bildete für mich das Verhalten der Katze, eines schönen, großen Tieres, diesem Vogel gegenüber. Um sie an einander zu gewöhnen, nahm ich die Katze auf den einen Arm und den Häher auf den andern, streichelte ihn und zeichnete ihn aus durch freundliche Behandlung. Die Katze dagegen, aus deren Augen die angeborene Raubgier funkelte, bedrohte ich unter Hinweis auf den Vogel und gab ihr in jeder Weise zu verstehen, daß er mir wert und für sie ein noli me tangere sei. Bald konnte denn auch der Häher arglos herumspazieren in Gegenwart der Katze; sie tat ihm kein Leid. Ja, zwischen der Katze, der man kurz vorher die Jungen genommen hatte, und dem Vogel entwickelte sich eine ganz eigenartige Freundschaft. Sie saßen bei einander, aßen aus einem Teller usw. Der Häher hatte seinen Käfig auf dem Speicher. Derselbe war primitiv hergestellt aus einer Kiste mit Stäben und einem Schieber, der, wenn man den Reiber drehte, herabfiel. Oft hatte man ihn eingesperrt, aber auf unerklärliche Weise war der Schieber oft offen und der Häher heraus. Außerdem fiel auf, daß vor dem Käfig oft tote Mäuse lagen und auch Brot, das niemand dem Häher gegeben hatte. Da die Katze auffallend oft um Brot schrie und sich dann damit entfernte, ging man ihr nach und fand, daß sie das Brot zum Käfig des Vogels brachte, dessen Schieber sie auch durch Drehen des Reibers öffnete. Nun war auch klar, woher

die Mäuse kamen. Die Katze hatte sie ihm gebracht.

Doch das Merkwürdigste sollte noch kommen. Es war Spätherbst und schon ziemlich kühl. Da gab es große Wäsche im Hause und stand ein großer Zuber voll kalten Wassers in der Küche. Der Häher flog auf den Rand, um sich zu baden, bekam das Uebergewicht und fiel hinein. *Fast tot wurde er noch herausgezogen.* Durch Pflege und zweckmäßige Behandlung kam er wieder einigermaßen zu Wege. Aber er war doch noch schwach und unsicher im Fliegen. Da wollte er eines Tages vom Speicher auf ein anderes Dach fliegen, flog aber zu kurz und kam in einen Nachbarhof. Da war gerade eine fremde Katze. Ihn sehen und auf ihn stürzen war eins. Sie packte ihn am Kopf und lief mit ihm davon in ein benachbartes Haus. Kaum hatte unsere Katze, die ebenfalls in der Nähe war, das gesehen, als sie der fremden Katze nachjagte und ihr den Vogel abjagte. Sie trug ihn sachte bei den Füßen herunter auf einen freien Platz vor dem Hause und versuchte mehrmals, ihn mit ihren Pfoten auf die Füße zu stellen, wobei man ihr Sorge und Traurigkeit ansah. Doch der Vogel war tot. Ich selbst war an diesem Tage auswärts und habe das nicht mit angesehen. Doch wurde es mir von verschiedenen Leuten, die gerade am Brunnen waren, vor dem die Sache sich zutrug, in übereinstimmender Weise erzählt. Die Katze aber war noch längere Zeit traurig und schrie nach dem verlorenen Freund.

Eine Katze als Retterin eines Vogels.

Ein zahmer Star, dem die Flügelknochen gebrochen waren, konnte sich, soweit seine Bewegungsorgane das zuließen, nach Gutdünken im Hause umhertreiben. Er war mit einer Katze großgezogen worden, und zwischen den beiden herrschte dicke Freundschaft. Sie spielten zusammen, aßen aus einem Napfe usw. Einst, als die Familienmitglieder gerade das Mittagbrot verzehrten, packte die Katze plötzlich den Vogel. Alle Anwesenden glaubten, die Raubtiernatur sei nun doch zum Durchbruch gekommen. Aber nein, die Katze hob den Star sorgsam in die Höhe, sprang mit ihm auf den Eßtisch, wo sie ihn nieder setzte und stürzte zur Tür hinaus. Gleich darauf hörte man das Geräusch eines heftigen Kampfes vom Hausflur hereinschallen. Es stellte sich heraus, daß eine fremde Katze eingedrungen war, deren Nahen die feinhörige Freundin des Vogels vernommen hatte und die sie, nachdem ihr Liebling von ihr in Sicherheit gebracht worden war, angriff und verjagte.

(„Türmer-Jahrbuch“.)

Diese Handlung der Katze beweist, daß es Tiere gibt, die fähig sind, auch im Zustand des Erschreckens und großer Angst die Folgen der Handlungen, zu denen sie sich plötzlich gedrängt fühlen, zu bedenken und nach einem mit großer Besonnenheit und Klugheit ausgedachten Plan zu handeln. Wenn die Katze ohne Ueberlegung sich von den unmittelbar gegenwärtigen Ein-

drücken hätte leiten lassen, so hätte sie sich so gleich auf die fremde Katze gestürzt. Bevor sie diese angriff, bedachte sie aber, daß es möglich sei, daß sie in der ersten Zeit des Kampfes unterliegen werde, und daß dann die fremde Katze vielleicht den Vogel ergreifen könne, falls dieser in der Nähe bleibe. Deshalb beschloß sie, zunächst den Vogel in Sicherheit zu bringen; und um das zu erreichen, brachte sie ihren Liebling nicht nur in das Wohnzimmer, sondern war schlaue genug, auch die Aufmerksamkeit der Menschen auf ihn zu lenken, indem sie ihn auf den Eßtisch setzte.

*

Krankenbesuche von Enten.

Ich nenne einen Stamm Peking-Enten mein Eigen. Vor etwa 14 Tagen hatte sich eine meiner Enten durch Tritt in einen scharfen Gegenstand — wahrscheinlich Glas — die die äußere und die mittlere Zehe verbindende Schwimmhaut vollständig und die mittlere Zehe zum Teil durchschnitten. Das kranke Tier hatte große Schmerzen, denn trotz des fachmännisch angelegten Verbandes unterließ sie jeden Ausgang und blieb im Stalle zurück, woselbst der Patientin ein weiches Strohlager bereitet war. So hütete die Kranke ungefähr 14 Tage das Bett. Rührend wahrlich ist nun die wirklich zarte Liebe und Aufmerksamkeit, die der Patientin seitens der übrigen beiden Enten entgegengebracht wurde. Während sonst die Enten den heimatlichen Stall und Hof des Morgens

verließen, um erst gegen Abend wieder zurück-zukehren, kamen sie in den letzten 14 Tagen oft zehnmal und öfters heim zur kranken Schwester und verweilten bis zu einer Viertelstunde bei ihr. Das eifrige Schnattern und Quaken ließ erkennen, daß sie ihr viel zu erzählen hatten. Wie der Besuch ankam, verließ, wenn auch äußerst mühsam, die Kranke die sonst geliebte Ecke; ein erkennbares Zeichen, wie lieb und willkommen ihr der Besuch war. Sichtbar erfreut waren die beiden Kameraden, als zum ersten Male wieder der geheilte Patient mit Ausgang halten durfte. — Wieviel tausend rohe, gefühllose Menschen werden durch solche unschuldige Tierlein beschämt!

Kantor Stößlein.

(„Allg. Bayer. Tierfreund“ v. 31. 5. 1903.)

*

Ein kluger Blindenführer.

Vor einigen Tagen fuhr ich in der Hoch- und Untergrundbahn in Berlin von Charlottenburg zum Spittelmarkt, als ein Blinder mit einem Hunde einstieg. Der Blinde wurde von einigen Mitfahrenden aufgefordert, ihnen zu sagen, bis zu welchem Bahnhof er fahren wolle, damit sie ihm nach Erreichung seines Zieles mitteilen könnten, daß er aussteigen müsse. Der Blinde antwortete, man brauche ihm das nicht zu sagen, und er selber brauche auch nicht die Haltestellen zu zählen, um zu wissen, auf welchem Bahnhof er sich befinde; denn sein Hund wisse, daß er am Bahnhof Kaiserhof aussteigen müsse, und führe ihn immer rechtzeitig

hinaus. Die Mitfahrenden fragten ihn erstaunt, wie das möglich sei, da doch der kleine Hund gar nicht aus dem Fenster blicken und somit auch nicht an dem Aussehen des Bahnhofs erkennen könne, wo er sich befinde. Andere wiesen darauf hin, daß die Untergrundbahnhöfe ja alle so gleichmäßig gebaut seien, daß der Hund sie nur dann würde unterscheiden können, wenn er, wie die angeblich lesenden und rechnenden „Elberfelder Pferde“, die Schilder zu lesen vermöchte. Der Blinde antwortete lächelnd: „Wenn Sie es nicht glauben, so warten Sie nur ab, wie der Hund sich benehmen wird!“ Als der Zug am Potsdamer Platz, also in dem Bahnhof vor dem Bahnhof Kaiserhof, sich wieder in Bewegung setzte, stand der Hund plötzlich auf und zog an seiner Leine. Als der Blinde ruhig sitzen blieb, fing der Hund an, ängstlich zu winseln, bis sein Herr aufstand. Nun sagte der Blinde, der Wagen sei gewiß sehr voll und der Gang zur Tür nicht frei. Als ihm das bestätigt wurde, erklärte er: „Sehen Sie, so macht mein Hund es immer. Wenn im Wagen nicht viele Leute stehen, sodaß ich schnell zur Tür gelangen kann, dann gibt er mir das Zeichen zum Aussteigen erst, wenn der Zug im Bahnhof Kaiserhof hält. Wenn aber der Wagen so voll ist, daß man nur langsam zum Ausgang kommen kann, dann erhebt er sich schon sogleich hinter dem Potsdamer Platz, weil er weiß, daß wir vielleicht in der kurzen Zeit, in der der Zug im Bahnhof stehen bleibt, nicht die Tür erreichen würden, wenn wir erst nach dem

Anhalten des Zuges am Bahnhof Kaiserhof an-
fingen, uns durch die Menschenmenge durchzu-
drängen. Das hat dem Hund niemand gelehrt;
das hat er alles selber herausgefunden.“ — Wie
mag das Tier fähig sein, zu erkennen, in welchem
Bahnhof der Zug hält? Ich vermute, daß es die
beiden Bahnhöfe daran erkennt, daß sie die zwei
ersten unter der Erde liegenden sind, zu denen
man auf der Fahrt vom Nollendorfplatz zum Osten
gelangt. Wie man aber auch das Verhalten des
Tieres erklären mag, in jedem Falle zeugt es
nicht nur von einer erstaunlichen Klugheit, son-
dern auch von einem rührenden Diensteifer für
seinen Herrn.

M. S—z.

Tiergeschichten alter klassischer
Schriftsteller.

Als die Perser Athen bedrohten, begaben sich
die Athener zu Schiff und segelten nach Salamis.
Beim Einsteigen waren ihnen Hunde mit kläg-
lichem Geheul gefolgt. Der Hund des Xantippus,
des Vaters Perikles', stürzte sich aber ins Meer,
schwamm neben dem Kriegsschiff bis nach Sala-
mis, fiel aber dort tot nieder. Noch jetzt wird an
jener Stelle das Grabmal des treuen Tieres gezeigt.

Plutarch.

Als Tiberius seinen Freund, den Obersten der
Leibgarde Sejanus, im Gefängnisse ermorden und
in den Tiber werfen ließ, folgte dessen Hund

seinem Herrn ins Gefängnis und stürzte sich dann
mit ihm in den Fluß.

Dio Cassius.

Der Hund der Erigone ist auf dem Grabe seiner
Gebieterin gestorben, ebenso der Hund des Sila-
nion, der weder mit Gewalt noch mit Schmeichelei
von dem Grabe entfernt werden konnte. Als der
letzte König Persiens, Darius, in dem Kampfe
gegen Alexander verwundet worden war und
starb, verließen alle Menschen die Leiche, aber
nicht sein treuer Hund. Der Hund des Lysima-
chos starb freiwillig mit seinem Herrn. Als der
griechische tragische Schauspieler Polus gestor-
war und verbrannt wurde, stürzte sich sein Hund
in die Flamme des Scheiterhaufens und verbrannte
mit ihm. Ebenso verbrannten sich des Mentor
eretrische Hunde mit ihrem Herrn. Als Theodo-
rus, ein geschickter Musiker, gestorben war,
sprang sein Malteser Hündchen zu ihm in den
Sarg und ließ sich mit ihm begraben.

Aelian.

Aussprüche über das Recht der Tiere und die Liebe zu den Tieren

Die Welt ist kein Machwerk und das Tier kein Fabrikat zu unserem Gebrauch.

Arthur Schopenhauer.

*

Was erwarten wir von einer Religion, wenn wir das Mitleid mit den Tieren ausschließen?

Richard Wagner.

*

Tue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind!

Sprüche Salomonis, Kapitel 31, Vers 8.

*

Der Gerechte versteht die Seelen seiner Tiere, aber das Herz des Gottlosen ist verstockt.)*

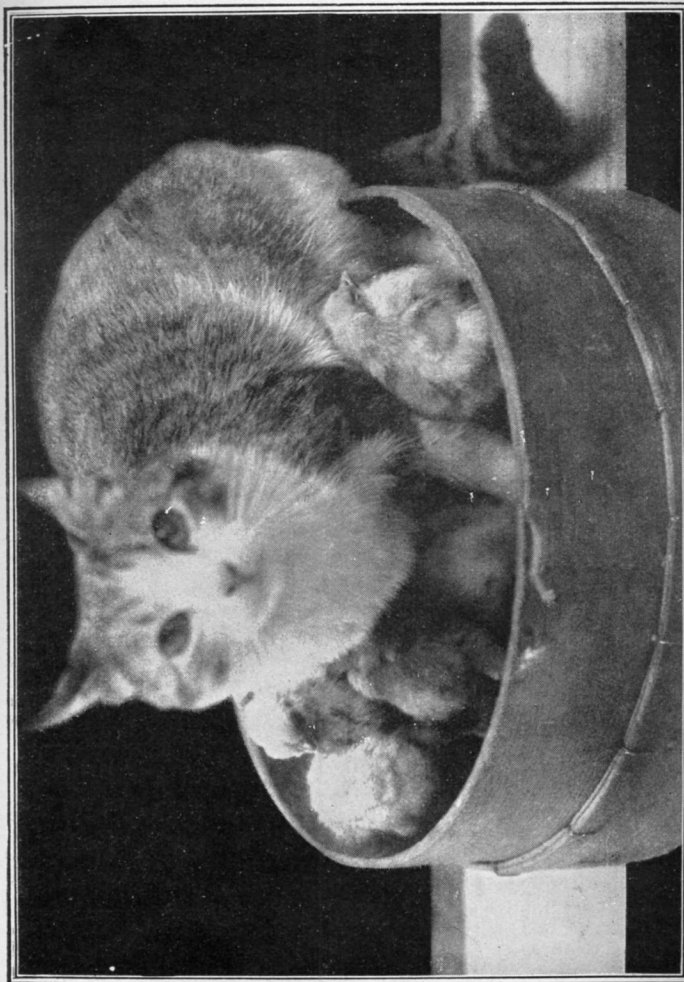
Sprüche Salomonis, Kapitel 12, Vers 10.

*

Gott wünscht, daß wir den Tieren beistehen, wenn sie der Hilfe bedürfen. Ein jedes Wesen in Bedrängnis hat gleiche Rechte auf Schutz.

Franz von Assissi.

*) Diese Uebersetzung gibt nach dem Urteil von Sprachkennern den Sinn des Urtextes richtiger wieder als die Luther'sche Uebersetzung: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig.“



Was ist Religion? Wahre Religion besteht darin, daß man so wenig wie möglich Leid verursacht und so viel wie möglich Gutes hervorbringt, und durch das Leben Liebe, Barmherzigkeit, Wahrhaftigkeit und Reinheit in gleicher Weise pflegt. — Liebe gegen alle Wesen ist wahre Religion.

Was ist Nächstenliebe? Praktische Nächstenliebe ist die Ausführung rechter Taten, durch die irgend welchen lebenden Wesen geholfen wird, mögen diese stark oder schwach sein, und möge es auch nur die Hilfe sein, die wir einer Schildkröte oder einem kranken Vogel gewähren, ohne dabei auf den geringsten Lohn zu rechnen.

Wenn ein Mensch auch hundert Jahre lebt und seine ganze Zeit darauf verwendet, den Göttern Opfer darzubringen, so ist das alles doch bei weitem nicht so viel wert wie die Rettung eines einzigen Lebens aus reiner Liebe.

Wie eine Mutter selbst mit Hintantsetzung ihres eigenen Lebens über ihrem einzigen Kinde wacht, so pflege jeder Mensch eine unbegrenzte Liebe zu allen Wesen.

Alle Wesen sehnen sich nach Glücklichkeit; darum umfange mit deiner Liebe alle Wesen. — „Wie ich bin, so sind diese Wesen; wie diese Wesen sind, so bin ich“ — von dieser Erkenntnis durchdrungen, töte man nicht, noch erzeuge man Leid.

Ein erbarmungsreiches Herz zu haben ist vor allem das Eine, das nötig ist. — Mitleid ist

das innerste Wesen aller Rechtschaffenheit. Welche Tugend gibt es, die nicht im Mitleid wurzelt?

Buddha.

*

Die Art und der Grad, wie der Mensch die Pflicht gegen die Tiere erkennt und übt, bildet einen Maßstab seiner sittlichen Erkenntnis, ja, man darf sagen: seines religiösen Gefühls.

Berthold Auerbach.

*

Grausamkeiten gegen die Tiere ist eines der kennzeichnendsten Laster eines niedrigen und unedlen Volkes. Wo man ihrer gewahr wird, ist es ein sicheres Zeichen der Unwissenheit und Rohheit, welches selbst durch alle äußeren Zeichen der Pracht nicht verdrängt werden kann.

Alexander von Humboldt.

*

Das Mitleid bleibt immer das selbe Gefühl, ob man es für einen Menschen oder für eine Fliege empfindet. Der dem Mitleid zugängliche Mensch entzieht sich in beiden Fällen dem Egoismus und erweitert dadurch die moralische Befriedigung seines Lebens. Deshalb soll der Mensch jede Aeußerung des Mitleids, das er für irgend ein lebendes Wesen empfindet, ganz besonders wert halten. Auch die leiseste Regung des Mitleids muß er wachsen lassen und nicht ersticken, selbst wenn es durch das unbedeutendste Ereignis geweckt worden ist. Der Mensch, der die ganze moralische Bedeutung des Mitleids begreift, wird sich von der Betätigung des Mitleids nicht durch den Gedanken abschrecken lassen, daß er sich

dadurch in den Augen anderer Menschen lächerlich macht. Was liegt ihm daran, wenn er eine in einer Falle gefangene Maus, anstatt sie zu töten, freiläßt, daß er dadurch Spott und Mißbilligung erregt, wenn er nur weiß, daß er ein Tier vom Tode errettet hat, dem sein Leben ebenso teuer ist wie dem Menschen das seinige, und daß er, indem er sich dem Mitleid rückhaltlos hingab, der allumfassenden Liebe, die keine Grenzen kennt, einen Schritt näher gekommen ist.

Leo Tolstoi.

*

Das große Wort Buddhas: „Das bist du“... mag der Egoismus nicht hören, denn es drängt uns zu viel Leid auf — und doch erschließt es uns die tiefsten Freuden. Nur im Aufgehen des „Ich“ in einem „Du“ liegt die höchste Wonne und im Aufgehen des Ich im All die höchste Weisheit.

Nur mitleidsfähige Menschen werden daran arbeiten, die Unterdrückung, den Gewaltmißbrauch, die Grausamkeit, das Elend aus der Welt zu schaffen; und wer irgendwo das Mitleid erstickt, wer der Hartherzigkeit ein Privilegium gibt, der schadet der Mit- und Nachwelt weit mehr, als durch irgendwelche physiologische und medizinische — dabei problematische — Ergebnisse genützt werden kann.

Heute, wo der Glaubensgeist allenthalben schwächer geworden und daher das Wort Religion nicht mehr imstande wäre, jede im Namen der Religion verübte Grausamkeit zu heiligen; heute, wo das erwachende internationale Solidari-

tätsgefühl nicht mehr jede im Namen des Vaterlandsbegriffes geforderte Raub- und Ruinpolitik gutheißt, wo gegen die Härten des Militarismus von allen Seiten protestiert wird, heute imponiert doch den meisten Leuten noch das Wort Wissenschaft. Aber auch gegen dieses Wort, wenn es als Blendwerk gebraucht wird, muß der tapfere Geist sein unbefangenes Urteil behaupten. Nein — die Religion rechtfertigt nicht den Scheiterhaufen, der Vaterlandsbegriff rechtfertigt nicht den Massenmord, unsere sakrosankten Handelsinteressen rechtfertigen nicht die Kolonialgreuel, und die Wissenschaft entsündigt nicht die Tierfolter.

Bertha von Suttner.

Die Grausamkeit gegen die Tiere, und auch schon die Teilnahmslosigkeit gegenüber ihren Leiden ist meiner Ansicht nach eine der schwersten Sünden des Menschengeschlechts. Sie ist die Grundlage der menschlichen Verderbtheit. Ich habe niemals an diese Millionen von geduldig und still ertragenen Leiden denken können, ohne von ihnen bedrückt zu werden. Wenn der Mensch so viel Leiden schafft, welches Recht hat er dann, sich zu beklagen, wenn er auch selber leidet?

Romain Rolland
(in einem Briefe an den Herausgeber),

Es ist eine heilige Aufgabe, hilflose Tiere zu beschützen gegen alle Qualen, die wir von ihnen abwenden können.

Emil Zola.

Die Frage ist nicht: „Können die Tiere denken?“, sondern: „Können die Tiere leiden?“ Das ist der Hauptpunkt bei der Sache.

Jeremias Bentham
(berühmter Rechtsphilosoph).

*

Die vermeinte Rechtlosigkeit der Tiere, der Wahn, daß unser Handeln gegen sie ohne moralische Bedeutung sei, . . . ist geradezu eine empörende Roheit und Barbarei des Occidents.

Erst, wenn jene einfache und über allem Zweifel erhabene Wahrheit, daß die Tiere in der Hauptsache und im Wesentlichen ganz das selbe sind, was wir, ins Volk gedrunken sein wird, werden die Tiere nicht mehr als rechtlose Wesen dastehen und demnach nicht der bösen Laune und Grausamkeit jedes rohen Buben preisgegeben sein.

Nicht Erbarmen, sondern Gerechtigkeit ist man dem Tiere schuldig. . . . Man erbarmt sich eines Sünders, eines Missetäters, nicht aber eines unschuldigen, treuen Tieres, welches oft der Ernährer seines Herrn ist und nichts davon hat als spärliches Futter.

Arthur Schopenhauer.

*

Eine vollständige Ethik wird auch die Pflichten gegen die Tiere in anderer Weise und aus anderen Gründen, als es bisher geschehen, in den Umfang ihrer Untersuchung aufnehmen. Und in der vollkommenen ethischen Gemeinschaft, in welcher die Idee der Menschheit verwirklicht ist, wird auch die Tierwelt ihre erhöhte Stelle einnehmen durch

zweckmäßige Pflege und Erziehung, und kein unnötig Leidendes wird mehr sein.

Johann Gottlieb Fichte.

*

Die Gründe für eine gesetzliche Einmischung zugunsten der Kinder lassen sich mit gleicher Kraft auf die Tiere, die unglücklichen Sklaven und Opfer des rohesten Teiles der Menschen, anwenden, Es ist die irrtümlichste Auffassung freiheitlicher Grundsätze, wenn die Regierung vor einer exemplarischen Bestrafung der Grausamkeit gegen diese verteidigungslosen Wesen zurückschreckt, bloß weil sie das als eine Einschränkung der Freiheit betrachtet.

John Stuart Mill.

*

Das Wort „Rechtlosigkeit der Tiere“ vermag ich nicht mehr auszusprechen, ohne daß mir eine Stimme im Innern zuruft: Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen. . . . Die Gleichstellung von Tieren mit leblosen Sachen ist eine Roheit, welche allmählich ebenso überwunden werden wird, wie die frühere Gleichstellung von Sklaven mit Sachen einer edleren Bildung hat weichen müssen.

Alb. Friedr. Berner (berühmter Rechtsgelehrter).

*

Um die Millionen der menschlichen Bevölkerung baut sich eine Schutzwehr von Kirche und Staat, Gesetzen, Gerichtshöfen und Beamten, öffentlicher und privater Mildtätigkeit; während für die Hun-

derte von Millionen unserer Tiere kein einziges wirksames Gesetz jemals verordnet worden ist.

Geo T. Angell

(Führer der Tierschutzbewegung in den Vereinigten Staaten von Amerika).

*

Der jämmerlichste Lump, welcher keine Spur menschlicher Würde und Tugend in sich trägt, hat immer noch das Recht, das geistig entwickeltste Tier zu mißhandeln, zu töten nach seinem Belieben.

Man predigt unaufhörlich Respekt vor dem Gesetz, vor der Obrigkeit, die das Schwert trägt, und vergißt dabei, daß es zum mindesten ebenso notwendig ist, Achtung und Respekt vor der Schwäche und Hilflosigkeit zu lehren, besonders aber Barmherzigkeit mit den Tieren.

Karl Wartenburg

(demokratischer Politiker, 1826—1889).

*

Oft, wenn ich auf der Straße sehe, wie Menschen die Pferde behandeln, schäme ich mich, ein Mensch zu sein, und wundere mich, daß nicht die Steine zum Himmel schreien.

Arthur von Studnitz.

*

Diese Dinge (die Bekämpfung der Tierquälereien) in den Bereich der Ethik zu ziehen, den Begriff von den Pflichten gegen die Tiere in der Christenheit zu verbreiten, ist eines der besonderen Verdienste des 19. Jahrhunderts und zum größten

Teil der protestantischen Völker. So sehr man auch den humanen Geist anerkennen mag, welcher der Welt in der Form der Legenden von den Wüsten-Heiligen überliefert worden ist, so darf man doch nicht vergessen, daß die milde Behandlung der Tiere im großen Maßstab das Werk eines neuen und weltlichen Zeitalters ist, und daß die Inder und die Mohamedaner die Christen in diesem Punkte weit überflügelt haben.

William Lecky
(hervorragender englischer Kulturhistoriker).

*

Wirken zur Linderung menschlicher Not und zum Schutze der Tiere sind zwei Dinge für sich, die durchaus nicht in das Verhältnis von Vor und Nach gebracht werden dürfen, sondern von denen jedes für sich ein eigenes Kapital bildet. Das Tier leidet auf seine, der Mensch auf seine Weise; man kann auch sagen, jenes sei mitleidwerter als dieser. An vielen seiner Leiden trägt er Schuld oder indirekte Mitschuld, gegen alle hat er Stützen und Trostquellen, die das Tier nicht hat, Vernunft, Sprache, Verkehr sind ihm gegeben, auf Abhilfe zu sinnen und zu wirken; Leiden des Tieres ist ähnlich dem des wehrlosen Kindes, und wer findet ein Kind nicht mitleidwert?

Friedrich Theodor Vischer.

*

Möglicherweise würde die Menschheit leiblich gekräftigt werden, wenn man alle kranken und schwachen Kinder mordete, desgleichen alle

Krüppel, Stotterer, Wahnsinnigen und Trunkenbolde. Vielleicht wäre die Folge, daß im Laufe der Zeit ein leiblich vollkommenes Geschlecht entstände. Aber welchen Wert würde es haben, wenn diese Menschen gesund und kräftig, doch zugleich herzlos, muskelstark und grausam, mit einem Worte, wenn sie kluge Raubtiere wären? Niemals kann ich der Freund eines Menschen sein, der andere Geschöpfe vivisezierte; ich wünsche nicht, seine Hand zu berühren.

Robert Ingersoll (berühmter Freidenker)

*

Es gibt Barbaren, welche den Hund ergreifen, der den Menschen in so erstaunlichem Maße an Freundschaft übertrifft, ihn auf einen Tisch nageln und lebendig zerschneiden, um euch den Kreislauf des Blutes zu zeigen. Ihr entdeckt in ihm alle dieselben Empfindungsorgane, die ihr selber besitzt. Antworte mir: hat die Natur wirklich alle diese Quellen des Gefühls in diesem Tiere angelegt zum Zweck, daß es nicht fühlen soll? Besitzt es Nerven, damit es fühllos gegen Leiden sei? Glaubet ihr wirklich an einen solchen ungereimten Widerspruch in der Natur?

Voltaire.

*

Man sagt, daß Karl IX. ein Buch über die Jagd geschrieben habe. Wahrscheinlich ist es, daß, wenn dieser Fürst die Kunst, Tiere zu martern und zu töten, weniger ausgebildet und sich nicht in den Wäldern an Blutvergießen gewöhnt hätte, er nicht so leicht seine Zustimmung zur Bartholo-

mäus-Nacht gegeben haben würde. Die Jagd ist eines der sichersten Mittel, das Gefühl der Menschen für ihre Mitgeschöpfe zu ertönen; und diese Wirkung ist um so verderblicher, als diejenigen, welche sich gern damit beschäftigen, den höheren Ständen angehören und eines Zügels um so mehr bedürften.

Voltaire.

*

Zwischen der Grausamkeit gegen Tiere und der gegen Menschen liegt der Unterschied nur in der Verschiedenheit des Opfers. Schließt man das Tier in den Kreis der Pflichten und des Mitleids ein, wie sie uns geboten sind, so arbeitet man an der Verbesserung des Menschengeschlechtes selbst.

Alphonse de Lamartine
(klassischer französischer Dichter).

*

Indem ich, sprach Kreisler, diesen klugen Kater betrachte, fällt es mir wieder schwer aufs Herz, in welchen engen Kreis unsere Erkenntnis gebannt ist. Wer kann es sagen, wer nur ahnen, wie weit das Geistesvermögen der Tiere geht! Wenn uns etwas, oder vielmehr alles, in der Natur unerforschlich bleibt, so sind wir gleich mit Namen bei der Hand und brüsten uns mit unserer albernen Schulweisheit, die eben nicht viel weiter reicht als unsere Nase. So haben wir denn auch das ganze geistige Vermögen der Tiere, das sich oft auf die wunderbarste Art äußert, mit der Bezeichnung Instinkt abgefertigt. Ich möchte aber nur die

einzige Frage beantwortet haben, ob mit der Idee des Instinktes, des blinden, willkürlosen Triebes, die Fähigkeit zu träumen vereinbar sei.

Ernst Theodor Amadäus Hoffmann.

*

Ich habe manchmal das Gefühl, ich bin kein richtiger Mensch, sondern auch irgend ein Vogel oder ein anderes Tier in Menschengestalt; innerlich fühle ich mich in so einem Stückchen Garten wie hier oder im Feld unter Hummeln und Gras viel mehr in meiner Heimat als — auf einem Parteitag. Ihnen kann ich ja wohl das alles sagen: Sie werden nicht gleich Verrat am Sozialismus wittern. Sie wissen, ich werde trotzdem hoffentlich auf dem Posten sterben: in einer Straßenschlacht oder im Zuchthaus. . . .

Meine Mutter, die nebst Schiller die Bibel für der höchsten Weisheit Quell hielt, glaubte steif und fest, daß König Salomo die Sprache der Vögel verstand. Ich lächelte damals mit der ganzen Ueberlegenheit meiner 14 Jahre und einer modernen naturwissenschaftlichen Bildung über diese mütterliche Naivität. Jetzt bin ich selbst wie König Salomo: ich verstehe auch die Sprache der Vögel und der Tiere. Natürlich nicht, als ob sie menschliche Worte gebrauchten, sondern ich verstehe die verschiedenen Nuancen und Empfindungen, die sie in ihre Laute legen. Nur dem rohen Ohr eines gleichgültigen Menschen ist ein Vogelgesang immer ein und dasselbe. Wenn man die Tiere liebt und für sie Verständnis hat, findet man große Mannigfaltigkeit, eine ganze Sprache. . . .

(Nachdem Rosa Luxemburg über eine von ihr im Gefängnishof beobachtete Mißhandlung eines als Zugtier benutzten Büffels und über die Bemühungen eines Lerchen-Elternpaares um ein zu früh aus dem Nest geflogenes Junges berichtet hat, schreibt sie:) Wenn dies schrille klagende Piepen unter meinem Fenster beginnt und ich die Unruhe und Sorge der beiden kleinen Eltern sehe, bekomme ich buchstäblich einen Herzkrampf. . . Ich sage mir vergeblich, daß es lächerlich ist, daß ich ja nicht für alle hungrigen Haubenlerchen der Welt verantwortlich bin und nicht um alle geschlagenen Büffel weinen kann. Das hilft mir nichts, und ich bin förmlich krank, wenn ich solches höre und sehe. Und wenn der Star, der bis zum Ueberdruß den ganzen lieben Tag irgendwo in der Nähe sein aufgeregtes Geschwätz wiederholt, wenn er für einige Tage verstummt, habe ich wieder keine Ruhe, daß ihm was Böses zugestoßen sein mag, und warte gequält, daß er seinen Unsinn nur weiterpfeift, damit ich weiß, daß es ihm wohl ergeht. So bin ich aus meiner Zelle nach allen Seiten durch unmittelbare feine Fäden an tausend kleine und große Kreaturen geknüpft und reagiere auf alles mit Unruhe, Schmerz, Selbstvorwürfen.

Rosa Luxemburg
in Briefen an Frau Sophie Liebknecht. *)

*

*) „Briefe aus dem Gefängnis“ von Rosa Luxemburg. Verlag der Jugend-Internationale, Berlin-Schöneberg.

Ganze Weltalter voll Liebe werden notwendig sein, um den Tieren ihre Dienste und Verdienste an uns zu vergelten.

Christian Morgenstern.

*

Liebet die Tiere, liebet jegliches Gewächs und jegliches Ding! Wenn du alles liebst, so wird sich dir das Geheimnis Gottes in allen Dingen offenbaren, und du wirst schließlich die ganze Welt mit Liebe umfassen. Liebet die Tiere, denn Gott hat ihnen den Urgrund des Denkens und harmlose Freudigkeit verliehen. Stört sie nicht, quält sie nicht, nehmt ihnen nicht die Freude, handelt dem Gedanken Gottes nicht zuwider. Der Mensch überhebe sich nicht den Tieren gegenüber; sie sind sündlos; du aber, Mensch, mit deiner Größe, versetzest mit deinem Erscheinen die Erde in Fäulnis und lässest Spuren der Verwesung hinter dir. Allen Tieren wäre es leichter in deiner Nähe, wenn du selber besser wärest.

Fedor Dostojewski.

*

In der Waldeseinsamkeit, umgeben von Wild, Vögeln, Mückenschwärmen und wild wachsenden Pflanzen wird der Mensch plötzlich von einem solchen Glücksgefühl erfaßt, daß er, wie er es als Kind gewohnt war, Purzelbäume schlägt und irgend jemandem danken möchte. Und es wird ihm klar, daß er hier kein Herr aus der vornehmen Gesellschaft, nicht der Freund und Verwandte von dem und jenem ist, sondern einfach ein Wesen wie die Mücke, der Fasan, der Hirsch,

wie alle Lebewesen, die ihn jetzt umgeben. Und sein Herz wird voll Freude.

Leo Tolstoi.

*

Je mehr ich den Menschen kennen lerne, um so mehr liebe ich den Hund.

Michel de Montaigne.

*

Wer nie einen Hund gehalten hat, weiß nicht, was lieben und geliebt sein ist.

Von Schopenhauer zustimmend zitierter Ausspruch
des spanischen Schriftstellers Larra
(Pseudonym: Figaro).

*

Neulich sagte des Oberrichters Sohn: „Gelt, Vater, ohne Hund wär's doch nix auf der Welt.“
Gut! Wahr!

Friedrich Theodor Vischer

*

Ueber das Wedeln:

Das Lachen ist ein Vorrecht und charakteristisches Merkmal des Menschen. Jedoch hat, beiläufig gesagt, auch sein einziger Freund, der Hund, einen analogen, ihm allein eigenen und charakteristischen Akt vor allen anderen Tieren voraus, nämlich das so ausdrucksvolle, wohlwollende und grundehrliche Wedeln. Wie vorteilhaft sticht doch diese, ihm von der Natur eingegebene Begrüßung ab gegen die Bücklinge und grinsenden Höflichkeitsbezeugungen der Menschen, deren Versicherung inniger Freund-

schaft und Ergebenheit es an Zuverlässigkeit, wenigstens für die Gegenwart, tausendmal übertrifft.

Arthur Schopenhauer.

*

Wie viel wedelt doch so ein Hund den Tag über! Wenn man bedenkt, daß jedes Wedeln eine heitere oder wohlwollende Empfindung ausdrückt, wenn man dann beobachtet, wie oft ein Hund wedelt: wie viel Herzensfreude, wie viel Menschenliebe, Güte zieht also den lieben langen Tag durch so eine Hundeseele! Auch wie viel Humor, denn das Wedeln ist ja auch Surrogat für Lachen. Unendlich merkwürdiges Supplement für Minenspiel; psychographischer Schwanz.

Friedrich Theodor Vischer.

*

Einen schönen Hund betrachtend, sagte Lenau: „Gottes Allmacht wedelt auch aus einem Hundeschwanz.“

Emma Niendorf: „Lenau in Schwaben“.

Über unsere Bilder.

Christian Wagner.

Wenn Christian Wagner daran verhindert worden wäre, seine Dichtungen zu schaffen, so hätte doch sein Antlitz seine hohe Genialität und seine große Güte erkennen lassen.

Ich halte die Photographie, nach der unser Bild hergestellt wurde, für das beste Bildnis des großen Mannes.

Franziskus von Assisi.

Franziskus von Assisi (1182—1226) ist der am meisten verehrte und geliebte Heilige der katholischen Kirche. Er hat auf die Entwicklung der Kultur einen sehr großen Einfluß ausgeübt. Den größten Segen hat er der Welt aber dadurch gebracht, daß er wieder das Verständnis für die Einheit alles Lebens, für die Verwandtschaft des Menschen mit allen andern Wesen, weckte und den Menschen durch sein eigenes Leben eine Liebe offenbarte, die alles Lebendige, auch die Tiere, die er die „unmündigen Brüder des Menschen“ nannte, umfaßt. — Zahlreiche Legenden berichten, daß Franz von Assisi

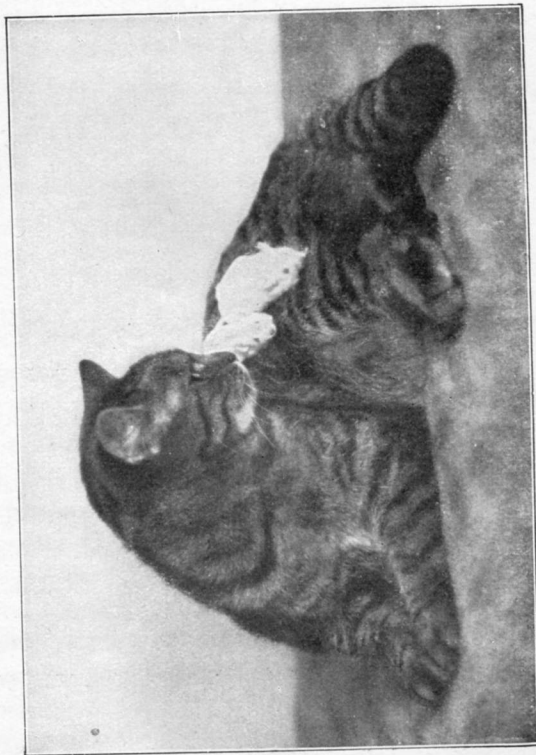


Photo Woditzka, Wien.

Freundschaft zwischen einer Katze und Mäusen.

Nach einer Photographie.

gequälten Tieren half, daß er Tiere, die zum Schlächter geführt werden sollten, loskaufte und ihnen die Freiheit gab, und daß er durch seine Liebe eine solche magische Macht auf die Tiere ausübte, daß sie ihm vertrauensvoll nahten, ihm ihre Liebe ausdrückten und seinen Weisungen folgten. Hauptsächlich wegen seiner Tierliebe wird Franziskus von Assisi auch von zahlreichen Menschen geliebt, die nicht der katholischen Kirche angehören.

Altes Grubenpferd.

Von Constantin Meunier.

Kein anderes Tier wird zum Lohn für harte Arbeit mit solcher Grausamkeit mißhandelt wie das Pferd, das, ebenso wie der Hund, dem Menschen, wenn er es freundlich behandelt, in rührender Liebe ergeben ist und ihm freiwillig mit großer Anstrengung dient. Zu den unglücklichsten Pferden aber gehören heute in vielen Ländern jene Grubenpferde, die im tiefen, verschwiegenen Schacht, wo kein mitleidiger Mensch ihnen zu Hilfe kommen kann, viele Jahre lang mißhandelt und überangestrengt werden und entweder nie oder erst dann, wenn sie ins Schlachthaus gebracht werden, das Licht der Sonne wieder erblicken.

Der große belgische Bildhauer und Maler Constantin Meunier (1831—1905), der durch seine Darstellungen des harten Lebens der bel-

gischen Bergwerks-Arbeiter in vielen Menschen das Mitgefühl mit den ausgebeuteten Menschen geweckt hat, hat auch den trostlosen Jammer eines solchen ausgebeuteten Tieres dargestellt. Er selber nannte diese Skulptur „Altes Grubenpferd“ („Vieux Cheval de Mine“); aber er hätte sie auch „Ein Märtyrer der Arbeit“ nennen können. Denn nicht nur in Bergwerken ausgebeutete, sondern auch viele andere Pferde sehen am Ende ihres Lebens so aus, als ob ihre Qual sie hätte zu Stein erstarren lassen; ihre Leiber tragen die selben Spuren der qualvollen Ueberanstrengung und der Mißhandlungen, der Entbehrungen und der Krankheiten, ihre schon im Leben erloschenen Augen drücken die selbe Verzweiflung aus wie die dieses „alten Grubenpferdes“.

Die Trennung.

Von Otto von Thore.

Wenige Menschen wissen, wie sehr viele Tiermütter leiden, wenn sie von ihren noch nicht erwachsenen Jungen getrennt werden, nachdem sie einige Tage oder Wochen lang mit ihnen gelebt haben. Otto von Thoren (1830—1889), der einst als Tier- und Genre-Maler sehr geschätzt wurde, hat dieses Leid in unserm Bild ergreifend dargestellt.

Mädchen und Eidechse.

Von Fidus.*)

Fidus (geboren am 8. Oktober 1868) hat durch viele seiner Bilder, besonders durch die, welche Kinder im Verein mit Tieren darstellen, in vielen Menschen das Verständnis für die Schönheit der Tiere vertieft und Sehnsucht nach einem paradiesischen Zusammenleben von Menschen und Tieren geweckt. Eines der schönsten dieser Bilder ist das hier wiedergegebene. — Die von dem Mädchen an die Eidechse gerichtete Frage: „Sag, kleines Tier, bist du mir so gut wie ich dir?“ ist ebenso entzückend wie das Bild.

Gerettet.

Von Edwin Landseer.

Die Wiedergabe des Gemäldes „Gerettet“ von dem berühmten englischen Tiermaler Edwin Landseer (1802—1873) ist eine Illustration des Aufsatzes „Der Hund als Lebensretter“ auf Seite 94 dieses Buches.

In einem Flugblatt des Bundes für radikale Ethik stehen unter diesem Bilde die Worte:

So handelt der Hund gegen den Menschen!
Und wie handelt der Mensch gegen den Hund?

*) Das Bild ist, mit gütiger Erlaubnis des Künstlers und des Verlegers, der Sammlung „Naturkinder“ von Fidus, enthaltend 10 Lichtdrucke in Foliogröße, entnommen. (2 Mappen, Preis je 14 Mk. Preis einzelner Blätter 2 und 3 Mk. Verlag von I. C. C. Bruns in Minden i. W.)

Diese Frage wird in dem Flugblatt beantwortet durch Abbildungen vivisezierter Tiere und durch einen Aufsatz über die Vivisektion.

Treu bis zum Tod.

Diese Abbildung eines Hundes auf dem Grabe seines menschlichen Freundes ist nach einer Photographie hergestellt worden. — Ein kurzer Aufsatz über den Tod vieler Tiere aus Gram um den Tod eines geliebten Menschen, oder eines geliebten Tieres steht auf den Seiten 90—92 dieses Buches.

Eine Katze als mütterliche Behüterin einer Kükenschar.

Freundschaft zwischen einer Katze und Mäusen.

Auf Seite 101 dieses Buches wird erzählt, daß ein Dachshund sich gedrunken fühlte, eine Schar junger Hühner zu bewachen und zu beschützen, als er gesehen hatte, daß ihnen die Mutter fehlte. Solche Geschichten, in denen erzählt wird, daß Tiere, ohne von Menschen dazu dressiert zu sein, hilfreich gegen Tiere anderer Gattungen handeln, werden von vielen Menschen für unglaubwürdig gehalten. Aus einem der hier besprochenen Bilder, die nach photographischen Aufnahmen der lebenden Tiere hergestellt worden sind, also keine Phantasiegebilde wiedergeben, ist aber zu ersehen, daß auch eine Katze eine Kükenschar mütterlich behütete.

Es ist nicht selten, daß eine Katze in treuer Freundschaft mit Vögeln lebt. Das andere Bild zeigt sogar, wie eine Katze mit Mäusen spielt. In der Zeitschrift des Wiener Tierschutz-Vereins „Der Tierfreund“, Jahrgang 1928, Heft 8—9, wird mitgeteilt, daß diese Katze und diese Mäuse, deren Besitzer dem genannten Verein angehören, „innige Freundschaft“ für einander fühlen.

Ich habe mündliche und gedruckte Berichte darüber erhalten, daß Katzen junge Mäuse zusammen mit ihren eigenen Jungen gesäugt und ihnen auch, als sie groß geworden waren, nichts zu Leide getan hätten. Manfred Kyber hat im 2. Bande seines Werkes „Unter Tieren“ („Neue Tiergeschichten“; Verlag von Grethlein & Co., Leipzig) eine solche Liebestat einer Katze beschrieben und im Schlußwort dazu gesagt, diese Geschichte sei wahr.

Viele Katzen werden in unserer Zeit verfolgt, gequält und in die Heimatlosigkeit gestoßen, weil noch immer die falsche Ansicht, die Katzen seien grausam, tückisch, treulos und unerziehbar, weit verbreitet ist. Ich hoffe, daß die in diesem Buche veröffentlichten Katzen-Photographien und Katzen-Geschichten viele Leser dazu anregen werden, Aufklärung über die guten Eigenschaften der Katze zu verbreiten und dadurch die heute vielfach üblichen Katzen-Mißhandlungen zu bekämpfen.

Magnus Schwantje.

Die in diesem Buch abgedruckten 3 Vignetten sind von Fidus.

Nachwort

Ein wahrer Tierfreund ist nicht jedermann,
Der sich an Spiel und Lust des Tiers mag weiden;
Nur wer auch mit Tieren leiden kann,
Der mag die Tiere wirklich leiden.

Franz von Schönthan.

Dieses Buch soll nicht nur die Freude am Tierleben, sondern auch das Mitleid mit den Tieren wecken und die Leser anregen, über eine der wichtigsten Fragen der praktischen Moral: über die Pflichten des Menschen gegen die Tiere nachzudenken.

Es soll den Lesern nicht nur die Augen öffnen für die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Tiere, sondern sie auch hinweisen auf die furchtbaren Leiden, die der Mensch den Tieren bei ihrer Ausbeutung, sowie auch aus bloßer Grausamkeit bereitet, und in ihnen den Wunsch wachrufen, an der Linderung dieser Leiden mitzuarbeiten.

*

Unstreitig finden wir auch in der Tierwelt viele Äußerungen roher und grausamer Triebe; und unstreitig ist der Mensch einer höheren geistigen und sittlichen Entwicklung fähig als das Tier. Aber der Unterschied zwischen der Menschenseele und der Tierseele wird in unserer Zeit von den meisten Menschen in erstaunlichem Grade überschätzt. Ganz verkehrt ist es, alle niedrigen Triebe des Menschen und alles, dessen der Mensch sich schämt, als „das Tierische im Menschen“ und

andererseits das Mitleid, die Gerechtigkeit und die Hilfsbereitschaft als das „Humane“, das „Menschliche“ zu bezeichnen. Es gibt zwar Tugenden und geistige Fähigkeiten des Menschen, die wir bei den Tieren überhaupt nicht, oder nur sehr selten und nur in geringem Grade antreffen. Diese Tugenden und Fähigkeiten kann man die „humanen“ nennen; aber die meisten der Eigenschaften, die man heute human nennt, gehören gar nicht zu denen, durch die der Mensch sich vor den Tieren auszeichnet. Mit den heute oft angewandten Ausdrücken „viehische Grausamkeit“, „hündische Niedertracht“, „besoffen wie ein Schwein“ und vielen andern werden Tiergattungen Eigenschaften zugeschrieben, die bei diesen Tieren zum Teil überhaupt nicht, zum andern Teil viel weniger als bei den Menschen zu finden sind.*) Es zeugt auch von falschen Ansichten vom Leben der Tiere in der Natur, wenn man den Krieg einen „Rückfall der Menschheit in die Tierheit“ nennt. Der Krieg ist nicht tierisch, sondern menschlich, man kann auch sagen: teuflisch; und

*) Etwas weniger verwerflich ist es freilich, die Knechtseligkeit eine hündische Eigenschaft zu nennen; aber man muß bedenken, daß die bedingungslose Unterwürfigkeit des Hundes gegenüber seinem Herrn, die ihn oft auch eine ungerechte Behandlung ohne Abwehrversuche ertragen läßt, eine Folge seiner rätselhaften Zuneigung und seines grenzenlosen Vertrauens zu dem Menschen ist, den er offenbar als ein höheres Wesen betrachtet, dem er sich rückhaltlos unterordnen müsse. Zudem gibt es auch manche Hunde, die gar nicht so unterwürdig sind wie die meisten, und die sich weder dressieren noch von ihrem Herrn mißhandeln lassen. — Die Unterwerfung des Hundes unter den Willen des zwar seine Macht mißbrauchenden, aber ihm doch geistig überlegenen Menschen ist immerhin nicht so widerlich wie die Kriecherei sehr vieler Menschen vor den Mitmenschen, die nicht durch höhere geistige Begabung, sondern nur durch ihren größeren Besitz oder durch die höhere soziale Stellung, in die sie ohne eigenes Verdienst gekommen sind, ihnen überlegen sind.

durch seine Kriege beweist der Mensch, daß Gobineau Recht hatte, als er den Menschen „l'animal méchant par excellence“ (das durch seine Bosheit ausgezeichnete Tier) nannte.

Wer die Tiere gründlich und unbefangen beobachtet, wird bald zu der Erkenntnis kommen, daß solche von Güte und Klugheit zeugende Handlungen wie die, von denen die hier zusammengestellten Erzählungen berichten, von den meisten Haustier-Gattungen und von zahlreichen freilebenden Tieren sehr oft ausgeführt werden.

Den meisten Menschen fällt es aber schwer, die Tiere unbefangen zu beurteilen. Gerade weil die Menschen von ihnen großen Nutzen empfangen, werden die Tiere geringgeschätzt. Denn die Menschen sehen ein, daß sie, wenn sie den Tieren edle seelische Eigenschaften, insbesondere große Leidensfähigkeit, zuerkennen, sie nicht in dem Maße ausbeuten dürfen, wie sie es heute tun. Die meisten Menschen pflegen sich ja auch einzureden, daß diejenigen Mitmenschen, die von ihnen ausgebeutet werden, nicht die feineren seelischen und geistigen Bedürfnisse und das tiefe Gefühl der höheren Menschenklassen besäßen und daher durch die Ausbeutung gar nicht oder nur wenig leiden könnten. So betrachten heute viele Leute die Arbeiter als eine tief unter ihnen stehende Menschenklasse, um die Knechtung der besitzlosen Klassen durch die Besitzenden zu rechtfertigen. Viele Männer neigen dazu, die intellektuellen Fähigkeiten und den moralischen Charakter der Frauen zu unterschätzen, um ihnen nicht die selben Rechte wie den Männern zuerkennen zu müssen. In jedem Kriege neigen die Menschen dazu, den feindlichen Völkern eine Menge niedriger Eigenschaften anzudichten, um die Verübung von grausamen und ungerechten Handlungen gegen die Angehörigen dieser Völker als

berechtigte Handlungen der Notwehr hinstellen zu können. Viele Europäer unterschätzen sehr die seelischen Eigenschaften der Neger, weil sie die in den Kolonien verübten Ungerechtigkeiten gegen die Eingeborenen entschuldigen wollen. Kurz: immer, wenn sie gegen andere Menschen ein Unrecht verüben wollen, neigen die meisten Menschen dazu, sich über diese andern solche Urteile zu bilden, die ihr Unrecht in einem milderen Lichte erscheinen lassen. Und so ist auch die heutige Tierverachtung entstanden: Um sich nicht durch den Gedanken an die Leiden der Tiere hindern zu lassen bei deren Ausbeutung, oder um den peinlichen Gedanken abzuwehren, daß es sehr feinfühlende, gemütvoll, liebenswürdige Wesen sind, die von andern Menschen so behandelt werden, als wären sie Holz oder Stein, besonders aber um das Fleischessen vor ihrem Gewissen zu rechtfertigen, verschließen sie ihre Augen vor allen den Tatsachen, die ihnen die Verwandtschaft der Tiere mit den Menschen und ihre hohen geistigen und seelischen Eigenschaften zeigen, und unterdrücken die natürliche Liebe schon in ihrem ersten Aufkeimen.

Dadurch geht den Menschen aber eine Fülle gemüterfreuender und gemüteredelnder Eindrücke verloren. Wer nicht die Seele der Tiere versteht: wer nicht gerührt und erfreut werden kann durch das Lied eines Vogels, durch den ungestümen Jubel, mit dem ein Hund seinen menschlichen Freund begrüßt, durch das ausdrucksvolle, treue Auge der Tiere, durch die Schönheit und das fesselnde Tun und Treiben aller nicht infolge der Knechtung durch den Menschen an der freien Entfaltung ihrer Natur verhinderten Tiere, der ist des tiefsten Naturgenusses unfähig.

Indem wir in den Menschen die Liebe zu den Tieren wecken; erschließen wir ihnen eine Quelle reiner Freuden; und indem wir sie schon in der Jugend anleiten, diese Liebe zu betätigen, gewöhnen wir sie daran, die schwächeren, von ihnen abhängigen Wesen vor Leiden zu schützen und zu erfreuen. Schon in der Jugend müssen die Menschen sich darin üben, gegen schwächere Wesen gütig zu handeln und boshafte Triebe zu beherrschen. Die Menschen erhalten aber in der Jugend selten Gelegenheit, andern Menschen Gutes zu tun; wohl aber können sie täglich Tieren Wohltaten erweisen. — Selbst wenn die Tiere so wenig leidensfähig wären, daß die Tierquälerei an sich nur ein kleines Uebel wäre, müßte der Tierschutz als ein Mittel zur Erziehung der Menschheit viel mehr angewandt werden, als es heute üblich ist. Denn die kleinen Uebel sind die Wurzeln der großen; wenn wir die kleinen Missetaten dulden, so geben wir dem Teufel den kleinen Finger, und er nimmt die ganze Hand. Und deshalb ist die Tierschutzbewegung eine der höchsten und heiligsten Bewegungen der letzten Jahrtausende, weil sie die Menschheit mahnt, nicht dem Teufel der Grausamkeit den kleinen Finger zu reichen. Die wichtigste Aufgabe des Erziehers ist, die Menschen vor den kleinen Zugständnissen an das Böse zu warnen, sie von Handlungen zurückzuhalten, die sie zwar bei gründlichem Nachdenken als verwerflich erkennen, gegen die sich ihr Gewissen aber noch so wenig auflehnt, daß es ihnen leicht fällt, die moralischen Bedenken zu überwinden.

Tierschutz ist Menschenschutz: wir schützen durch ihn die Menschenseele vor Verrohung.

Aber auch wenn das Verhalten der Menschen gegen die Tiere gar keinen bemerkbaren Einfluß auf ihr Verhalten gegen die Mitmenschen aus-

übte, und wenn der Tierschutz den Menschen überhaupt keinen Nutzen brächte, gehörte die Verbesserung der Lage der Tiere zu den wichtigsten sittlichen Forderungen unserer Zeit. Denn die Leiden, die heute der Mensch den Tieren bereitet, sind ungeheuer groß; jedes leidensfähige Wesen aber hat das Recht, von allen Leiden verschont zu werden, die nicht zur Verhütung größerer Leiden nötig sind. Das ist eine niedrige Moral, die nur die Rechte „alles dessen, was Menschenantlitz trägt“, und nicht die aller Wesen, welche leiden können, anerkennt. — Der Mensch erfüllt noch nicht seine Pflichten gegen die Tiere, wenn er selber tierquälereische Handlungen unterläßt; er schuldet ihnen auch positive Wohltaten. Denn jeder Mensch, auch der Vegetarier, hat täglich Nutzen von der harten Arbeit von Tieren und benutzt tierische Stoffe, die nicht ohne Schädigung des Wohlseins der Tiere gewonnen werden können. Cuvier nennt die Zähmung des Hundes die wertvollste Eroberung, die der Mensch je gemacht hat. Ebenso wertvoll, vielleicht noch wertvoller als die Dienste des Hundes sind die des Pferdes. Ohne die opferwilligen Dienste von Tieren wäre die Kultur auf einer sehr tiefen Stufe stehen geblieben. Es gehört zu den größten Schandflecken der Menschheit, daß sie die Liebe, die Dienstwilligkeit und das Vertrauen gutmütiger Tiere mit so ruchlosen Quälereien vergilt.

Zur Benutzung tierischer Arbeitskraft und tierischer Stoffe ist der Mensch innerhalb gewisser Grenzen berechtigt; aber er übernimmt durch sie die Verpflichtung, den Tieren auch Wohltaten zu erweisen, durch die der von ihm bereitete Schaden so weit wie möglich ersetzt wird. Eines aber können wir den Tieren nicht ersetzen: das ist das Leben. Deshalb sollte jeder Mensch mit der

größten Gewissenhaftigkeit die Frage untersuchen, ob er zu einer Lebensführung berechtigt ist, die Tieren das Leben kostet.

Es ist für manche Menschen nicht leicht, ihr Leben von jedem Unrecht gegen die Tiere reinzuhalten; und die Bekämpfung der Tierquälerei erfordert schwere Opfer. Aber die Not der Tiere ist so groß, und die heutige Roheit gegen die Tiere, sowie die falschen Ansichten von der Tierseele und von dem Tierleben in der freien Natur üben auf die ganze sittliche und geistige Entwicklung der Menschheit und auf ihre ganze Lebensführung einen so unheilvollen Einfluß aus, daß wir auch nicht davor zurückschrecken dürfen, uns schwere Opfer aufzuerlegen, um uns nicht durch unsere Lebensführung mitschuldig an der Vermehrung der Leiden der Tiere zu machen und um auch an der Veredlung des Verhaltens der andern Menschen gegen die Tiere mitzuarbeiten.

Magnus Schwantje.

Der größte Teil dieses Nachwortes ist einigen der auf Seite 143 angezeigten Schriften entnommen.



INHALT.

	Seite
Emil Zola: Die Liebe zu den Tieren	3
Christian Wagner als Verkünder des Rechtes der Tiere: I. Aus Christian Wagner's Leben.	
Von Magnus Schwantje	13
II. Aus Christian Wagner's Werken	20
Ludwig Börne: Medor	26
Peter Rosegger: Ein interessanter Fall	30
Manfred Kyber: Stumme Bitten. — Auf freiem Felde	40
Iwan Turgeniew: Der Sperling. — Der Hund	47
Friedrich Schiller: Der Alpenjäger	50
Friedrich Hebbel: Auf das Tier. — Der Brahmine	52
Justinus Kerner: Das Kalb	57
Adelbert von Chamisso: Der Bettler und sein Hund	58
Renate Pfannschmidt-Beutner: Ein Mißklang	60
Christian Morgenstern: Mensch und Tier	61
Hans von Wolzogen: Der kleine Fink	62
Magnus Schwantje: Beethoven als Tierschützer	67
Magnus Schwantje: Der erste Schritt zur Grausamkeit	72
Peter Kropotkin: Gegenseitige Hilfe	80
Kurze Geschichten von der Tiere Liebe, Treue und Klugheit	90
Aussprüche über das Recht des Tieres und die Liebe zu den Tieren	112
Ueber unsere Bilder. Vom Herausgeber	128
Nachwort des Herausgebers	134

Eine Bitte an die Freunde des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen.

Alle Leser dieses Buches, die den in ihm ausgesprochenen Ansichten zustimmen, besonders alle, die die Notwendigkeit der Verbindung des Tierschutzes mit andern ethischen Bestrebungen erkennen, bitten wir, sich uns anzuschließen. — Unser Bund wurde vom Herausgeber dieses Buches am 15. März 1907 gegründet. Bis zum 31. Dezember 1918 hieß er „Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen“. — § 2 seiner Satzung lautet: „Der Zweck des Bundes ist die Läuterung und Vertiefung der ethischen Anschauungen und die Anregung und Anleitung zu sittlichem Handeln. Vornehmlich soll der Bund solche Bestrebungen fördern, deren Berechtigung die meisten Zeitgenossen noch nicht anerkennen, oder deren Wichtigkeit sie unterschätzen, sowie solche, die von einflußreichen Leuten so heftig bekämpft werden, daß nur wenige andere Vereine sie zu unterstützen wagen. Der Bund soll auch teilnehmen an sozialen und politischen Bestrebungen, die sich gegen den Krieg, gegen unbedingte Einschränkungen der individuellen Freiheit und gegen die ungerechte Verteilung der materiellen Güter wenden. Aber er soll dem Wahn entgegenwirken, daß das Heil der Menschheit hauptsächlich von sozialen und politischen Reformen zu erwarten sei, und als seine Hauptaufgabe die Förderung der Individual-Ethik, das heißt: des sittlichen Strebens des einzelnen Menschen, der Veredelung der individuellen Lebensführung, betrachten. — Mit besonderem Eifer soll er sich bemühen, das Mitleid mit allem Lebenden und das Verständnis für die sittliche Bedeutung des Verhaltens des Menschen gegen die Tiere zu wecken. . .“

Das Flugblatt „Programm und Satzung“ und mehrere andere Blätter liefern wir **unentgeltlich**.

Mitglieds-Beitrag mindestens **3 Mark** jährlich.

Allen neuen Mitgliedern liefern wir für den ersten Beitrag zahlreiche Schriften, deren Preis viel höher ist als 3 Mark.

Ein Schriften-Verzeichnis steht auf Seite 143.

Bund für radikale Ethik, e. V.,
BERLIN W 15, Düsseldorfer Str. 23. Postscheck 56 771.

Schriften des Bundes für radikale Ethik:

I. Schriften von Magnus Schwantje:

NEU: **Tierschlachtung und Krieg.** Ein am 7. September 1927 auf dem Internationalen Demokratischen Friedens-Kongreß in Würzburg gehaltenen Vortrag. 60 Pf.

Hat der Mensch das Recht, Fleisch zu essen? 1 M.

Das Recht zur Gewaltanwendung. 1 M.

Radikalismus und Idealismus. 60 Pf.

Sollen wir jede sogenannte ehrliche Ueberzeugung achten? 60 Pf.

Gründe gegen die Vivisektion. 1 M.

Oeffentliche Disputation über die Vivisektion in der Universität Bern. 1 M.

Tiermord und Menschenmord, Vegetarismus und Pazifismus. 60 Pf.

Die Beziehungen der Tierschutzbewegung zu andern ethischen Bestrebungen. 60 Pf.

Friedensheldentum, Pazifistische Aufsätze. 1 M.

Ueber Richard Wagner's ethisches Wirken. 60 Pf.
Schopenhauer's Ansichten von der Tierseele und vom Tierschutz. 1 M.

Die Verwerflichkeit des Jagdvergnügens. 60 Pf.

II. Schriften von andern Verfassern:

Hans von Wolzogen: Richard Wagner und die Tierwelt. 1.50 M.

Eugenie Liebich: Die Reform des naturkundlichen Unterrichtes. 60 Pf.

Henry S. Salt: Die Rechte der Tiere. Uebersetzt von Prof. Dr. G. Krüger. 1.50 M.

Wir bitten, diese Schriften direkt durch uns zu beziehen und den Preis zusammen mit der Bestellung zu senden. Sonst Nachnahme (Gebühr 30 Pf.).

Bund für radikale Ethik, e. V.,
BERLIN W 15, Düsseldorfer Str. 23. Postscheck 56771.
Flugblätter kostenfrei.
Wir bitten auch um Beachtung unserer Anzeige auf S. 142.

Jugendbücher der Neuen Gesellschaft

- Band 1: *Leo Tolstoi*. Eine Auswahl für die reifere Jugend. Übersetzt von Aug. Scholz. Nachwort von Felix Stössinger.
- Band 2: *Amerika*. Leben, Arbeit und Dichtung. Herausgegeben von Arthur Holitscher.
Aus dem Inhalt: Whitmann, Pioniere, Pioniere. Holitscher: Die Katze in der Klavierfabrik. Sinclair: Jimmie Higgins findet seine Seele. Gedichte u. a.
- Band 3: *Heinrich Heine*. Eine Auswahl von Nora Zeppler.
Aus dem Inhalt: Harzreise, Gedichte, Balladen, Rabbi von Bacharach u. a.
- Band 4: *Die Liebe zu den Tieren*. Erzählungen, Gedichte und Abhandlungen. Herausgegeben von Magnus Schwantje. Doppelband mit Bildbeilagen. Preis: Kart. 1,50 M., in Leinen 2,50 M.
- Band 5: *Das geheimnisvolle Land*. Ein Märchen aus unserer Zeit. Von Cläre Meyer-Lugau.
- Band 6: *Helden der Güte*. Gesammelt von Martha Steinitz. Mit Beiträgen von Lessing, Nötzel, Giesebrecht, Rufus, M. Jones, Leo Tolstoi, Evy Fogelberg, C. F. Meyer, Martin Buber, Dostojewski, Fontane, Goethe u. a.
- Band 7: *Der Arbeiter in der bildenden Kunst*. Von Margot Rieß.
Mit 16 Bildbeilagen nach den Kunstwerken von Hodler, Millet, Meunier, Courbet, van Gogh, Thoma, Liebermann, Käthe Kollwitz, Myrtek.
- Band 8: *Licht und Schatten*. Eine Sammlung zeitgemäßer Märchen. Von Oskar Maria Graf.
- Band 9: *Aus dem Leben eines Arbeiterkindes*. Von Henny Schumacher.
- Band 10: *Besuche im Nordland*. Von Paul Oestreich. Mit zahlreichen Bildbeilagen.
- Band 11/12: *Rote Wolken*. 3 Erzählungen von Cläre Meyer-Lugau.
Mit einem Bilde der Verfasserin und zahlreichen Zeichnungen. Preis: Kart. 1,50 M., in Leinen 2,50 M.

==== Die Sammlung wird fortgesetzt. ====

Jeder Band 1—3 und 5—10 vornehm karton. 0.75 M.
In Leinen gebunden mit Goldpressung 1.75 M.

Empfehlenswerte Bücher

Weisbach, Josef: Geschichte einer Erziehung mit Zeichnungen von M. Graeser. Wer sich in Schule und Haus mit Kindern abzugeben hat, muß dieses Buch lesen. 114 Seiten.
Kart. M. 1.40 in Ganzl. M. 2.40

Weisbach, Josef: Der Arbeiter — Ein Leben. Mit Selbstbildnis. Niemand legte die fesselnde Arbeit aus der Hand, ohne sie zu Ende gelesen zu haben. 286 Seiten, Kart. M. 3.50. Ganzl. M. 5.—

Felke, Georg N.: Einstein für jedermann. Auch der unvorgebildete Leser wird durch diese volksbildnerische Arbeit in knapper, leichtfaßlicher Art mit wichtigen Problemen vertraut gemacht. 72 Seiten. Kart. M. 1.—

Felke, Georg N.: Faust, die Tragödie eines Genies. Die Grundidee der beiden Teile. Für Schulen und für Suchende zu empfehlen. Erstaunlich ist die Bewältigung des gewaltigen Materials in einem Bändchen von 84 Seiten. Kart. M. 1.—

In jeder Buchhandlung oder direkt vom

Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin S 14

Man verlange unser Verlagsverzeichnis